

Der Aufstieg

Illustrierte Familienzeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung des Schweizervolkes

Erscheint wöchentlich

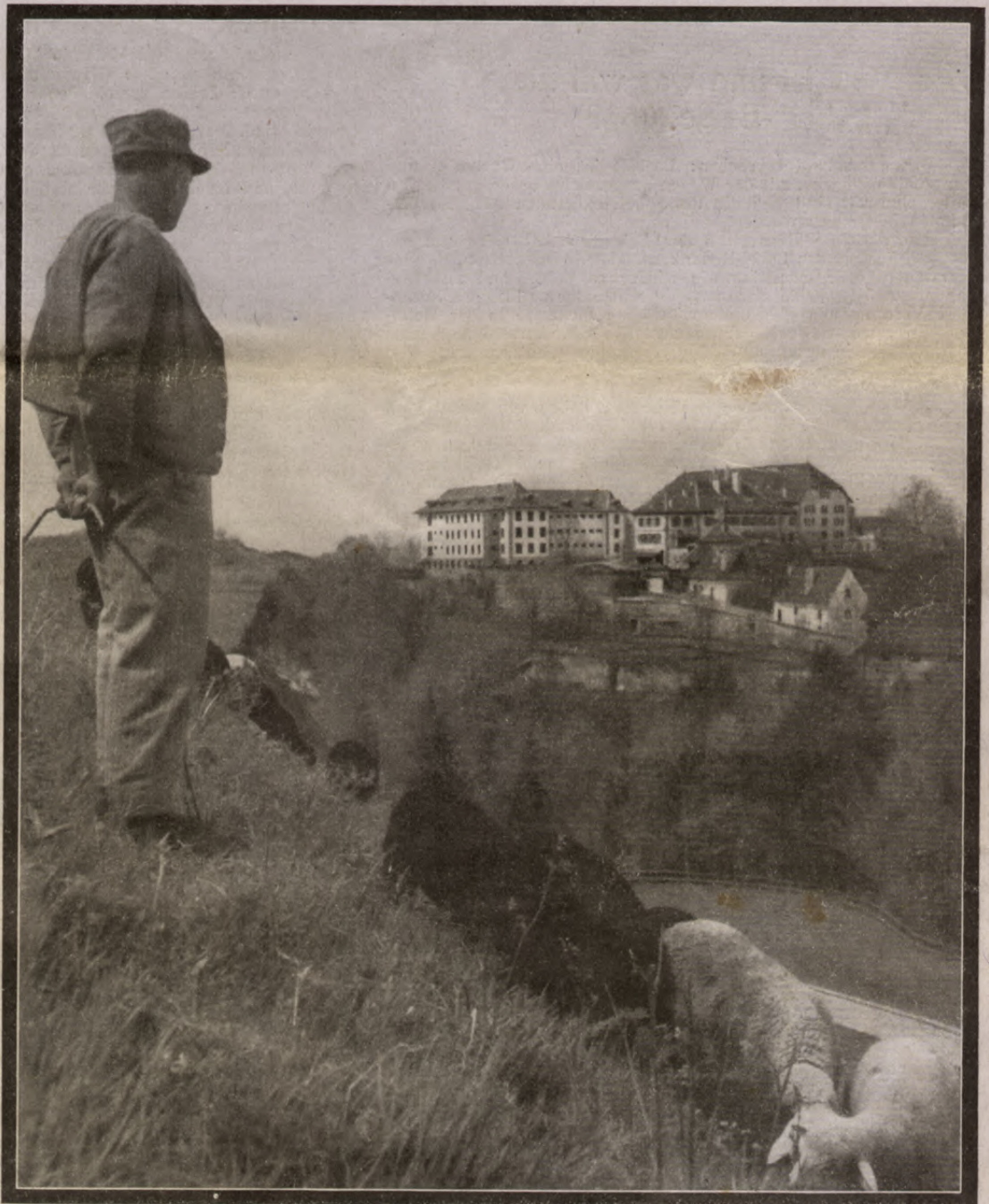
Verantwortlich für die Redaktion: Albert Berner — Herausgegeben von der Unionsdruckerei Bern

Abonnementspreis: Ohne Versicherung durch die Post vierteljährlich Fr. 3.—, mit Versicherung Grundpreis 50 Rp. pro Heft. Postcheck III 525
 Inseratenannahme: Unionsdruckerei Bern, Monbijoustr. 61, Telephon 23.441. Annoncen 20 Cts., Reklamen 70 Cts. die einspaltige Millimeterzeile

Thorberg

*die bernische
Strafanstalt*

Ein Beispiel, wie schwierig es oft ist, den vielen und mannigfaltigen Problemen Meister zu werden, die sich zwangsläufig den Vorgesetzten einer solchen Anstalt tagtäglich stellen, bietet dieser Mann. Er ist Psychopath. Mit den andern Häftlingen vertrug er sich nicht, weil er immer geplagt wurde, wie er sagt. Er klagte sein bitteres Leid der Direktion. Was machen? Die beste Absicht scheitert ja oft an der Natur und dem Charakter der Häftlinge. Die Direktion unternahm das Wagnis, dem Mann die Schafe anzuvertrauen. So kam er von den andern Sträflingen weg, hinaus ins Freie. Ohne jede Aufsicht hütet er in der Umgebung der Anstalt die Schafe und fühlt sich dabei richtig glücklich. Im Laufe der Zeit hat er sich sogar zu einem sehr tüchtigen Schafspezialisten entwickelt u. wehe, wenn einer ein ungerades Wort über seine Tiere äussert. Hier ist der Direktion das Wagnis geglückt, der Mann unternahm nie einen Fluchtversuch, er hat seine Freiheit auch nie missbraucht.



Literatur

Ruth Körner: Fieberndes Indien. In Indien laufen die Maschinen. Fahren die Automobile. Suchen die Kranken Hilfe. Marschieren die Arbeiterdemonstrationen. Erscheinen Zeitungen. Beraten Abgeordnete. Werden Gesetze formuliert. Banken gegründet. Wird gedacht. Geschrieben. Studiert. Gebaut. Gelesen. Recht gesprochen. Ackerbau wird betrieben. Viehzucht. Handel. Sport. Indien ist ein grosser, ein selbständiger Staat. Was hat er uns zu bringen?

Diese Frage versucht Ruth Körner in ihrer Reportage zu klären, indem sie uns einen Querschnitt gibt durch die Zustände und das Geschehen in diesem Subkontinent Asiens, indem sie die Fundamente dieses Staates aufzeigt, wo ein Sechstel der Menschheit lebt. Mit klugen und klaren Augen sieht die Reporterin die Vorgänge in Indien, als ernste Forscherin weiss sie das Spiel der Kräfte und Beziehungen gut abzuwägen, so dass ihr Buch nicht nur ein mannigfaltiges und eindringliches Bild des Landes vermittelt, sondern auch den grossen Umwälzungsprozess erklärt, den die gesamte Welt als bedeutsames Ereignis eifrig verfolgt.

Der überaus lebendig und anschaulich geschriebene Text dieses Indienbuches wird durch Photos ergänzt, die Ruth Körner selber aufgenommen und die in der typographischen Anordnung von Prof. Steiner (Prag) zur vollen Geltung kommen.

Die Büchergilde Gutenberg begegnet mit der Herausgabe dieses Werkes einem aktuellen Bedürfnis, das sie im Verein mit der Autorin auf ganz besonders gelungene Art befriedigt.



Was ist und was will die „Label“-Bewegung?

Das «Label» (gesprochen: Leebel) ist eine Garantie- und Empfehlungsmarke, mit der Waren ausgezeichnet werden, die von guter Qualität sind und die unter befriedigenden Arbeitsbedingungen hergestellt wurden.

Die «Soziale Käuferliga der Schweiz» hat seinerzeit die Verwirklichung des Label-Gedankens frisch aufgegriffen, um das Verständnis für Qualitätsware wieder zu heben und unbefriedigende Arbeitsverhältnisse zum Verschwinden zu bringen. Besondere Veranlassung gaben die misslichen Zustände in der Heimindustrie, wo vielfach der festgestellte Stundenverdienst trotz eifriger Arbeit durchschnittlich 10 Rappen nicht erreichte und wo die primitivsten hygienischen und sozialen Anforderungen unerfüllt bleiben.

Grösste Kreise unserer Bevölkerung haben von Anfang an die Label-Aktion unterstützt. So erklärten sich schon im Jahre 1935 alle bedeutenden Arbeitnehmerverbände, die Hausfrauenvereine und gemeinnützige Vereinigungen zur Mitwirkung an der Label-Aktion der Sozialen Käuferliga bereit. Heute sind die Vorarbeiten abgeschlossen, und führende Firmen haben ihre Mitwirkung zugesichert.

Das Charakteristische der Label-Aktion liegt darin, dass sie nicht irgendwelche einseitigen Interessen verfolgt, sondern dem allgemeinen Wohl dient. Sie bürgt dem Käufer dafür, dass er für sein Geld einen angemessenen Gegenwert erhält. Sie hilft die Erzeugung von Qualitätsware fördern und dient damit dem Produzenten und Arbeitgeber im Kampf gegen jene Konkurrenz, die durch Verschlechterung der Qualität und der Arbeitsverhältnisse billiger herstellen will. Für den Arbeitnehmer bedeutet sie Förderung oder Wahrung guter Arbeitsbedingungen.

Die Label-Aktion wendet sich nicht gegen eine vernünftige Verbilligung, die durch Verbesserung der Herstellung möglich wird; wohl aber gegen die Preissenkung durch Erzeugung minderwertiger Ware unter schlechten hygienischen und sozialen Verhältnissen. Durch ihre Zielsetzung, die der ganzen Bevölkerung zugute kommt, wirkt die Label-Aktion festigend auf die Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zwischen Fabrikant und Verbraucher. Es liegt deshalb im allgemeinen Interesse, die Label-Bewegung zu unterstützen und ihr unsere volle Aufmerksamkeit zu schenken.

Das weisse Schutzblech

Nicht wenig kommt es vor, dass Radfahrer von hinten angefahren werden. Aus diesem Grunde sind ja auch die Reflexlinsen, die sog. Katzenaugen, vorgeschrieben worden. Verschiedene Unfälle zeigen jedoch, dass die Katzenaugen noch ungenügend sind. Man ist dazu übergegangen, das hintere Schutzblech am Fahrrad teilweise weiss zu streichen oder ein weisses Schild aufzumachen.

Zweifelloos wird dadurch die Sichtbarkeit erhöht. Bei Nacht leuchtet das weisse Schutzblech mit dem Katzenauge viel intensiver als ein dunkel gestrichenes Schutzblech. In der Schweiz haben Verbände und Behörden wiederholt auf die Wichtigkeit dieses sehr einfachen und billigen Schutzes aufmerksam gemacht. Beispielsweise ist dem bernischen Polizeikorps empfohlen worden, die untere Hälfte des hintern Kotflügels weiss zu streichen. In

Wie wird ein Unfall gemeldet?

Todesfälle: Sofort telegraphisch melden an «Allgemeine», Spezialagentur U, Gotthardstrasse 21, Zürich.

Alle andern Unfälle: Inner 10 Tagen schriftlich an Verlag «Der Aufstieg», Monbijoustrasse 61, Bern.

Angabe des Namens der verunfallten Person nie vergessen. Geburtsdatum angeben.

Der schriftlichen Anmeldung ist beizufügen:

Bei Ablagenbezug: Bescheinigung des Verträgers über die Heftchenzahlung; bei Kinderunfällen die für das laufende Quartal gültige Postnachnahme für den Kinderversicherungszuschlag.

Beim Postbezug: Letzte Abonnementsnachnahme.

England ist diese Massnahme sogar gesetzlich vorgeschrieben. Auch in andern Staaten sieht man die weiss gestrichenen Kotflügel mehr als bei uns.

Die Radfahrer sind im Strassenverkehr besonders gefährdet. Wer sich besser schützen will, tut gut daran, entweder die untere Hälfte des hintern Kotflügels weiss zu streichen oder bei seinem Velohändler ein weisses Schutzschild aufmachen zu lassen. **BFU.**

Rationelle Kropfkuren

Der Kropfkranke leidet nicht immer an absolutem Jodmangel, sondern an einer allgemeinen Strukturveränderung der Gewebe durch Fehlen verschiedener mineralischen Bestandteile, einer Verarmung, die durch das Ueberwiegen des Natriums verursacht wird. Nur durch einen physiologisch richtigen Ausgleich der basischen Mineralstoffe durch das Gleichgewicht ihrer Ionen, Herabsetzung der durch Natrium geschaffenen Uebererregbarkeit und Blutdrucksteigerung kann die Fehlleistung der Gewebe und Organe beseitigt werden, und die Genesung angebahnt werden. Wie wir beim Magen einen Uebergang von Uebersäuerung zum Säuremangel unter der Einwirkung des vegetativen Systems des Sympathikus und Parasympathikus sehen, so kann auch der Kropf mit zu geringer Hormonbildung der Schilddrüse in einen Basedow mit übergrosser Sekretion übergehen. Die *Hastreiter Kräuter Dragées* haben seit Jahren erwiesen, dass auf humoraltherapeutischen Grundsätzen durch die vollkommen unschädlichen Kräuter Dragées Erfolge erzielt werden können. Diese Methode wird ausserdem den Vorzug der absoluten Unschädlichkeit haben sowie der bequemen Durchführbarkeit in Ihrem Haushalt ohne Berufsstörung. Selbst bei langem Gebrauch in schweren Fällen, stellt sich eine solche Kur nicht teuer. Es ist also jedem Kropfpatienten zu empfehlen, eine Kurpackung *Hastreiter Kräuter Dragées* zu versuchen. Erhältlich in den Apotheken.



«Hat denn deine Heiratsanzeige Erfolg gehabt?»
«Und ob! Ich bleibe Junggeselle.»

Peinliche Ordnung. Dorfbarbier (zum neu eingestellten Gehilfen): «Ja, mein lieber Freund, hier herrscht Ordnung. Das merken Sie sich vor allem. Am Riegel dort hängen vier Servietten. Rechter Hand, die erste, ist für den Herrn Pfarrer, die zweite für den Herrn Schulzen, die dritte für den Herrn Lehrer und die vierte für die übrigen Kunden. An jedem Wochenende nehmen Sie die vierte fort und rücken die übrigen um einen Haken nach rechts. Auf den Platz vom Herrn Pfarrer hängen Sie dann eine frische Serviette.»

Uebertrumpft. Felix sprach von seiner Frau. Felix stöhnte: «Ich habe überhaupt keine Knöpfe mehr an meinen Hemden!» Der Freund nickte: «Da geht es dir besser wie mir! Ich habe keine Hemden mehr an meinen Knöpfen.»

Der Aufstieg

Illustrierte Familienzeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung des Schweizervolkes

Erscheint wöchentlich

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Berner — Herausgegeben von der Unionsdruckerei Bern

Das Jahr der Reife

Novelle von Heinrich Werder

Nachdruck verboten

6

„Guten Morgen, Mutter!“ sagte Lotte und warf der alten Frau einen erstaunten Blick zu. „Warum machst du dich nicht fertig, Mutter?“ —

„Ja, ja, da sitze ich und lege die Hände in den Schoß“, sprach die Mutter leise. Dann stand sie auf und ging zur Tür, die in die Küche führte. Schon beim Ausgang wandte sie Lotte noch einmal ihr Gesicht zu und fragte: „Du warst also bei ihm, gestern Abend?“ —

„Aber gewiß Mutter, das weißt du ja!“ —

„Ja, ja, ich wußte es. Ich fragte auch nur so.“ Dann strich sie sich das wirre Haar aus der Stirn und meinte: „Ja, und die Anna wird also jetzt heute oder morgen ihr Kind bekommen.“ —

„Heute oder morgen?“ —

„Ja, der Arzt hat es gesagt!“ —

„Und ich wollte heute Hans besuchen.“ —

„Hans?“ — Die Frau fragte und kniff dann die Lippen ein und schaute über Lotte hin durch das Fenster. So war es also doch Wirklichkeit geworden, was sie die ganze Woche immer gefürchtet hatte. Die beiden hatten sich gerne und sie würde nun auch noch dieses Kind verlieren. Dann aber rechte sie sich auf, bereit, bis zum letzten zu kämpfen.

„Anna aber zählt auf Dich in diesen Tagen. Sie wird Dich brauchen. Du kannst doch jetzt nicht gut ferne bleiben.“ —

Lotte zuckte zusammen. „Ja, gewiß nicht, Mutter. Nur — ich habe Hans versprochen, daß ich heute komme. Er ist so allein und sicher wird er mich vermissen.“ Heiß wallte es in ihr auf. Sie ging auf die alte Frau zu, umarmte und küßte sie, legte dann das Gesicht auf ihre Schulter und schluchzte wild auf. — „O Mutter, hilf mir doch, hilf mir. Ich weiß ja nicht mehr, was ich machen soll.“ —

Die Mutter zog sie fest an sich, strich ihr mit den rauhen, zerarbeiteten Händen über Stirn und Haar. „Lotte, mein Kind. Lotte, meine kleine Lotte!“ — Sie begann den fremden Mann zu hassen, der ihrem Kinde solche Pein bereitetete. Um ihre Mundwinkel begann es verächtlich zu zucken, dann spieh sie die Worte, die der viele Jahre angehäuften Groll auf den eigenen Gatten in ihr angesammelt hatte, von sich: „Weine nicht. Keiner ist wert, daß man um ihn weint.“ — Doch als sie fühlte, wie Lotte unter ihren Worten zusammenzuckte, lenkte sie ein: „Du solltest heute doch zu Anna gehen. Du hast es ihr alle die Wochen versprochen, jetzt zählt sie auf Deine Hilfe. Du kannst sie doch nicht allein mit fremden Menschen lassen.“ —

Lotte richtete sich auf und wischte sich die Tränen aus den Augen. „Nein, ich kann sie nicht allein lassen. Jetzt nicht, nicht in dieser Stunde. Ich werde Hans einige Zeilen schreiben und

er wird alles verstehen und mich entschuldigen. Sicher wird er mir nicht böse sein.“ —

„Gewiß nicht!“ — meinte die Mutter, dann ging sie, um eine kleine Hoffnung reicher, während sich Lotte an den Tisch setzte und den Brief an Leuthold schrieb.

Das Lachen des Bundesbeamten a. D. Charlie Weismüller dröhnte durch das Haus, daß seine Bewohner erstaunt aufhorchten und die Köpfe schüttelten. So frühlich war dieser Mann durch alle die Jahre nicht gewesen. Wenn er sonst lachte, dann klang es stets wie ein Knurren und dieses Knurren fürchteten alle, die ihn kannten. Einige meinten, er müsse schon am frühen Morgen zu viel getrunken haben, andere nahmen es einfach hin und dachten sich, daß sie die Ursache dieser Fröhlichkeit schon noch erfahren würden. Das Dienstmädchen aber rollte über den Töpfen in der Küche die großen, dummen Augen und vergaß in ihrem Erstaunen, die Suppe zu salzen. Als dann gar noch Frau Weismüller in die Küche kam und ein kleines Lied vor sich hin summete, da wußte sie sich nicht mehr anders zu helfen, als mitzufingen. Bald mischten sich die Stimmen der beiden Frauen ineinander und kündeten allen, die es hören wollten, daß in der Wohnung des gefürchteten Beamten das Glück seinen Einzug gehalten hatte.

Charlie, der in seinem großen Sessel vor dem Ofen Leuthold gegenüber saß, zeigte mit dem Daumen nach der Küche und meinte: „Da, da, jetzt ist es richtig!“ Doch als Hans fragte, was die Schuld an dieser Wandlung trage, da meinte Charlie gedehnt: „Wer denn anders als ich?“ — Leuthold schüttelte den Kopf und konnte das alles noch nicht fassen. Hatte dieser gleiche Charlie Weismüller nicht gestern noch dieses Fest gefürchtet? — Und jetzt saß er vor ihm und schmunzelte in seinen Bart.

Dann wurde Charlie ernst und meinte: Leuthold, Sie wissen doch, daß wir es gut mit Ihnen meinen?“ — Als Hans nickte, fuhr er fort. „Der Arzt sagte mir, daß Sie fort müßten, irgendwohin in den Süden. Nun meine ich, Sie sollten gehen, ehe sich die Geschichte wieder verschlimmert. Um das Geld brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Meine Frau und ich wollen eben auch unsere Weihnachtsfreude haben und da haben wir beschlossen, daß wir Sie so rasch als möglich irgendwo unterbringen. Und wenn Sie dann wieder gesund sind und auch dann und wann an die beiden alten Leute denken, die sich nichts mehr wünschen als einen Sohn wie Sie, dann werden wir reichlich belohnt sein. Und wenn Sie jetzt eine andere Antwort geben als „Ja“, dann werfe ich Sie eigenhändig zum Zimmer hinaus. Sollten Sie es sich aber jemals einfallen lassen, ein Wort des Dankes zu sagen, dann sollen Sie den Charlie Weismüller

müller kennen lernen, den das ganze Amt kennt und fürchtet. Und nun also: „Ja!“

Obwohl Hans in den vergangenen Wochen seinen Mietherrn zur Genüge hatte kennen lernen und lange schon sein früheres Urteil korrigiert hatte, kam ihm dieses Angebot, das ihn mit einem Schläge aller Sorgen um die nächste Zukunft entthob, doch so überraschend, daß er keine Worte fand. Doch Charlie, jetzt im Zuge, ließ ihn gar nicht zum Nachdenken kommen, sondern drängte wie ein Kind, das die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches nicht erwarten kann. „Was gibt es da lange zu überlegen. Sagen Sie doch einfach „ja“ und die Sache ist in Ordnung und wir können endlich auch wieder über vernünftige Dinge sprechen.“ —

„Aber Herr Weihmüller...“

„Rein aber, bitte. Sie haben eine Erholung nötig und mir macht es Freude, wenn ich Ihnen dazu verhelfen kann. Oder glauben Sie wirklich, meine Frau und ich lassen uns die ganze Weihnachtsfreude durch Ihre Wenn und Aber verderben? — Also, sagen Sie „ja“, sonst werde ich noch böse.“ —

Noch einige Zeit redete Charlie in dieser Tonart fort, bis Hans endlich lachen mußte und ihm die Hand entgegenstreckte. Da packte sie Weihmüller und drückte sie so kräftig, daß Hans beinahe aufschrie vor Schmerz. Im gleichen Augenblick erschien Frau Weihmüller im Zimmer und fragte mit einem frohen Lachen: „Na, endlich einig geworden?“ und als ihr Mann ihr zunickte, trat sie auf Leuthold zu und ergriff seine Hand. „Herr Leuthold, einen großen Wunsch habe ich noch: Erlauben Sie uns, daß wir Sie in Zukunft als unsern Sohn betrachten?“ —

Hans trat in die hellen Tränen in die Augen. „Da haben Sie sich ein richtiges Sorgenkind ausgefucht, Frau Weihmüller“, meinte er und suchte krampfhaft nach einem Wort, um den beiden alten Leuten zu danken. Doch, ehe er noch den Mund öffnen konnte, sprach die Frau: „Keinen Dank, bitte! Sie haben mehr für uns getan, als Sie ahnen können.“ Und dann fügte sie leise hinzu: „Also, in Zukunft nenne ich Sie Hans — unsern Hans!“ — Darauf machte sie kehrt und eilte zum Zimmer hinaus, während Leuthold erst jetzt begriff, was diese Frau durch ein ganzes Leben vermißt hatte.

Doch jetzt ergriff auch Charlie wieder das Wort und meinte: „Ja, Hans wollen wir sagen und der Einfachheit halber auch gleich „Du“. Für uns Männer ist das ja nicht so schwer.“ — Dann saßen sie noch lange und Charlie entwickelte seine Reisepläne, bis das Mädchen ins Zimmer trat und Hans Lottens Expreszbrief überreichte.

Weihmüller trat distret an das Fenster, während Hans das Schreiben las. Erst, als dieser zu lange nichts von sich hören ließ, kehrte er sich nach ihm um.

„Was schreibt Deine Lotte?“ —

Leuthold zuckte zusammen, dann mußte er lachen. „Nun, meine Lotte, ist doch zu viel behauptet. Ich besinne mich, ob ich das Recht habe, das Mädchen an mich zu binden.“ Während Weihmüller verstehend mit dem Kopf nickte, fügte er mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu: „Ich habe sie lieb gewonnen, aber gerade deshalb...“

„Ja!“ sagte da auch Charlie, „ja, gerade deshalb nicht. Am besten wäre es wohl, wenn ihr euch nicht mehr treffen würdet vor Deiner Abreise.“ —

„Heute kann sie nicht kommen, da ihre Schwester ihrer Entbindung entgegensteht.“ —

„Nun, dann wirst Du morgen reisen. Du kannst ihr einige Zeilen schreiben. Gerade jetzt wird sie es leichter tragen als zu jeder andern Zeit. Ich kenne die Frauen: Sie müssen etwas haben, um das sie sich sorgen können, dann ist alles gut. Und jetzt, Hans, hat sie das Kind.“ —

Hans dachte an Lotte.

Der vergangene Abend stieg vor ihm empor, auch der Traum der Nacht kam ihm wieder in den Sinn. Lange saß er still in

sich versunken und alles in ihm bäumte sich noch einmal gegen das Schicksal auf. Dann aber hob er den Kopf und sprach fest: „Morgen werde ich reisen“. — Die Tränen ließen ihm über die Wangen und auch Charlies Augen schimmerten feucht...
* * *

Wochen sind vergangen...

Leuthold sitzt auf dem Balkon des großen weißen Hauses, in dem er nun wohnt, schaut hinaus in die Dämmerung und hinab auf den grünblauen See. In der Krone der Eiche, die sich neben ihm aus dem Garten hoch aufreckt, raunt der Wind, die Blätter der Palmen im Garten rascheln leise wie Papier. Hinter dem Hause singt der Bach sein ewiges Wanderlied. In durstigen Zügen trinkt er den Duft der Rosen ein, der um ihn weht. Tiefrote Rosen blühen unten im Garten und ihr Duft ist so schwer wie alter Wein. Er denkt zurück in die vergangene Zeit, denkt an alle, die er verlassen hat und seine Brust schwellt sich in Dankbarkeit gegen die Menschen und das Leben.

Lotte, denkt er, und es ist kein Weh mehr in diesen Gedanken. Auch sie war nur eine Station auf dem Wege zur Reife...

Er lauscht wieder dem Loben des kleinen Baches, der sich oben an der Straße mit wildem Ungeflüm über die Felsen in die Tiefe stürzt, daß das Wasser unten als weißer Gischt nach allen Seiten hin verspritzt, und er dann trübsinnig und nur noch halb so stark, die eigene Tollheit beklagend, durch das üppige Bambusdickicht des hintern Gartens hinweint.

Er saß noch lange und lauschte den Klängen nach, die in ihm wach geworden waren; Klängen, die in einem zerbrochenen Traume wurzelten aber fest und sicher hinübergriffen in die Zukunft, um das neugewonnene Leben zu meistern...
*

Zwei Mütter trafen sich am folgenden Tage in dem kleinen Häuschen am Rande der Stadt. Sie sprachen so, wie sie es schon oft getan hatten, von ihren Kindern.

„Nun ist dein Enkel schon groß und wie rasch wird die Zeit kommen und auch er wird schon umhergehen und nach einer Frau Ausschau halten“, sagte die eine Frau und sie strich so — wie sie es immer tat, wenn sie sprach — ihr Kleid über den Knien glatt.

„Ja“, sagte die andere Frau und ihr „Ja“ klang heute nicht so hart wie sonst. Eine weiche Linie lag um ihren Mund und ihre Augen schimmerten feucht. „Nur für meine Lotte muß ich sorgen. Aber auch sie wird noch einen Mann finden, einen, den sie heiraten kann. Sie wird Mutter werden wie wir; ja, sie wird eine bessere Mutter werden. Alles vergift sie über dem Kinde — sich selbst — die Welt und das Leben...“ Sie dachte zurück an die Tage, da sie um ihr Kind gebangt hatte; aber wieder einmal hatte das Schicksal vollbracht, was ihr nicht gelungen wäre. Und die andere Frau nickte und meinte: „Ja, ja, so ist das Leben...“
*

Charlie Weihmüller saß mit seiner Frau am offenen Fenster und las ihr den letzten Brief Leutholds vor. Sie kannten ihn beide schon auswendig und doch machte es ihnen Spaß, ihn immer wieder zu lesen. Dann lachte Charlie und meinte: „Jetzt erst weiß ich, daß ich noch jung bin“, und er umarmte seine Frau wie man einen guten Kameraden umarmt, dem man nach langer, einsamer Wanderung endlich begegnet. „So lange mußten wir leben, ein dummes fruchtloses Dasein. Aber nun ist der Frühling gekommen und der Sommer wird die letzten Früchte reifen...“, meinte Charlie dann nachdenklich, während seine Frau mit einem Lächeln auffah zu ihm, dann auf den Brief zeigte und meinte: „Sie sind schon reif!“

Da lachte auch Charlie wieder:

„Ja, sie sind reif geworden!“

— E n d e —

Die neue Arche Noah

Narrheit oder Reklame? Von Friedrich Vash.

Es gibt viele seltsame Menschen auf der Welt. Manche scheinen verrückt zu sein — man glaubt es wenigstens —, dann aber, wenn man näher hinsieht, bemerkt man, daß in der Narrheit ein gewisses System liegt; und Narren sind doch eben Narren, weil

sie systemlos sind. Demnach ist alles, was diese Leute tun, nichts als Reklame. Oftmals haben sie nichts davon, von dieser Reklame; aber sie können nicht anders. Sie haben eine unbezwingbare Sehnsucht, daß die Öffentlichkeit auf sie aufmerksam wird,

und sie werden, wenn es nötig ist, ihr Leben aufs Spiel setzen; aber — man muß von ihnen reden ...

Im März dieses Jahres traf ich den Propheten von Washington Flats, U. S. Mr. Smith. Ich weiß nicht, ob er so heißt? Er nannte sich schon Jones und Richards und Conway. Nun, Mr. Smith — ich will ihn so nennen — ist heute sehr bekannt in U. S. A. Er ist ein älterer Herr mit wallendem Haupthaar und einem riesigen Bart. Mit Vorliebe trägt er ein purpurotes Kostüm, dessen Hosen mit goldenen Sternen besät sind, und auf dem Kopf einen Hut à la Henry VIII. Mr. Smith hat voriges Jahr eine Entdeckung gemacht; er hat nämlich errechnet, daß wir im Dezember 1937 wieder einmal eine Sintflut haben werden, und daß diese Sintflut die Erde vernichten wird. Die Prophezeiung und die Berechnungen sandte Mr. Smith an Mr. Hearst — und dieser beeilte sich, sein Lesepublikum großzügig auf Mr. Smith aufmerksam zu machen.

Mr. Smith, der alles, was kommen wird, genau voraussieht, hat bereits eine neue Arche gebaut. Ich habe mir das Schiff angesehen; es ist ziemlich klein, aber hoch; es hat drei Stockwerke. Außen ist es mit Goldsternen bemalt, innen hat es 32 Käfige für die Tiere, die Mr. Smith im gegebenen Augenblick verladen und dem Wasser entziehen wird.

Mr. Smith gewährte mir ein Interview. „Wenn die Sintflut kommt“, sagte er, „werde ich nur 32 Tierpaare verladen. Alle anderen mögen zugrunde gehen. Ketten will ich die Pferde, die Esel, die Ochsen und Kühe und ferner Hühner und Kaninchen ... und so weiter. Kein Raubtier. Auch keine Katzen und Hunde. Ueberhaupt keine fleischfressenden Tiere. Menschen nehme ich keine mit; sie sind es nicht wert. Wie der erste Regen einsetzt, werde ich die Luken der Arche schließen und sie erst wieder öffnen, wenn die Arche auf der Spitze der Cascade Mountains aufliegt.“ Er zeigte uns dann die Einrichtung — den kleinen Benzinmotor und seine Kabine. In der Kabine stand eine Art Ritterrüstung. Auf derselben stand zu lesen: „The Fall of Babylon 1932—1937. Armour of the devil“ Eine Sorge plagt nämlich Mr. Smith: daß während der neuen Sintflut der Teufel — der lebende, leibhaftige Teufel — in seine Arche dringen und ihn vernichten wird wollen. „Aber er möge nur kommen“, sagte er, „dann ziehe ich diese Rüstung an und werde ihn gebührend empfangen ...“

Sie glauben, daß der Mann ein Narr ist? Keineswegs. Man sieht sich die Arche an und zahlt 15 Cents Eintrittsgebühr. Man kann sich auch von Mr. Smith prophezeien lassen; das kostet einen Dollar. Bis Dezember dürfte er rund 100.000 Dollar beisammen haben. Dann braucht er keine Sintflut mehr. Jetzt aber spricht man von ihm und bringt sein Bild — und das, das freut Mr. Smith ebenfalls.

In einem kleinen Orte Schottlands traf ich einen älteren, ziemlich würdevollen Herrn, der eine Florettemaske trug. Das ist natürlich ziemlich ungewöhnlich, sieht auch nicht gut aus. Erst hielt ich den Mann für einen Imker; Leute, die mit Bienen zu tun haben, tragen oft solche Masken. Aber Mr. Gromsby — so heißt der Mann — hat nichts mit Bienen zu tun. Er hat mit Geistern zu tun. Richtigen boshaften Geistern. Und weil ihn diese Geister ab und zu mit Steinen bewerfen und ihm das Leben auch sonst sauer machen, trägt er eine Florettemaske.

Als ich im Gasthaus weilte, fragte ich den Wirt, was er von Mr. Gromsby halte. Ob er vielleicht ein wenig überspannt oder verrückt wäre. „Nicht die Spur“, sagte der Wirt. „Er ist eben ein sogenanntes Medium, und die Geister lassen ihm keine Ruhe. Seine Dienerschaft erzählt schreckliche Dinge. Manchmal — mitten in der Nacht — hört man im Hause Mr. Gromsby's Gegenstände zerbrechen und wütendes Schwertgeräusch. Manchmal hört man auch Mr. Gromsby schreien. Er hat eine starke und gute Stimme. — Wollen Sie sich das Haus ansehen? Ich gebe Ihnen ein Empfehlungsschreiben mit.“

Am nächsten Tage ging ich nach Gromsby's Castle; es war ein sehr altes Haus mitten in einem wundervollen Garten. Ein Haushofmeister nahm meinen Brief und kam nach einer Weile mit der Nachricht zurück, Mr. Gromsby wolle mich zum Tee empfangen. Unterdessen könne ich mir das Haus ansehen ... Es war nichts besonderes zu sehen. Stockdunkle Gänge und riesige Zimmer mit gigantischen Kaminen; das kann man in England sehr oft sehen. Eh wir Mr. Gromsby's Privatgemach erreichten, kamen wir in ein freundliches Zimmer; da hing neben der Tür — sehr auffällig — eine Sammelbüchse, darunter eine Tafel mit dem Wörtchen: „Danke.“ Ich nahm drei Schilling aus der Tasche und warf sie in die Büchse. Dann stand ich vor Mr. Gromsby. Das heißt, ich sah nur den Umriß eines Mannes ... denn das Zimmer

war durch ein starkes, feinmaschiges Netz in zwei Teile geteilt. Und hinter dem Gitter saß Mr. Gromsby und begrüßte mich freundlich. Er hatte das Netz anbringen lassen, um von den Geistern nicht gestört zu werden. „Es ist ein Netz, das mit geheimnisvollen Zeichen versehen ist“, sagte er. „Durch dieses Netz kann kein Geist hindurch. So habe ich Ruhe ...“ Dann sprachen wir über Landwirtschaft und Politik und die englische Literatur. Mister Gromsby war ein weitgereiseter, gebildeter und sehr belehener Mann.

Später sprach ich mit einem Rechtsanwalt in London über Mr. Gromsby. „Sie haben ihn kennengelernt?“ fragte der Rechtsanwalt lachend. „Nun er ist ein smarter Kerl; der richtige Schotte. Eines Tages erfand er diese Geschichte von den Geistern, und bald stand es in allen englischen und amerikanischen Zeitungen. Jährlich kommen mehr als 100.000 Fremde nach Gromsby Castle, um sich den Spaß anzusehen; jeder gibt einen oder zwei Schilling in die Büchse. Die Autobuslinie von der Station zum Schloß gehört ebenfalls Mr. Gromsby. Sie trägt 55 Prozent. Auch am Gasthaus ist er beteiligt. Er dürfte im Jahr 50.000 Pfund verdienen ...“

Es war ein etwas anstrengender Beruf — aber wenn er trug, machte es nichts aus.

Den Armenier Zayadjan habe ich nicht gesehen; zwei Bekannte aber sahen ihn und brachten mir auch Bilder von ihm. Ein ganz hübscher, junger Mann mit einem dunklen Vollbart und sehr schönen dunklen Augen. Zwei Jahre lang sprach man in Konstantinopel und in den anderen Städten entlang des Westufers des Schwarzen Meeres viel von diesem Manne; auch die Zeitungen brachten lange Berichte über ihn. Er war aus ganz guter Familie, wurde aber im Jahre 1926 abgebaut — er war Bankbeamter gewesen — und lungerte eine Weile in Konstantinopel herum. Und dann sah man eines Tages in einer der belebtesten Straßen der Stadt einen Mann, sehr elegant gekleidet, mit grauem steifen Hut, gelben Handschuhen und einem fabelhaften Schlips — der nach rückwärts ging. Wie ein Krebs. Dabei benahm er sich ganz gut, lächelte jeden an, grüßte, wenn er Bekannte traf, setzte aber seinen Weg auf die beschriebene Art fort. Nach einigen Tagen brachte man ihn auf die Polizei; man nahm an, er wäre verrückt geworden. Er leugnete es; er war sehr erstaunt, als man ihm sagte, er ginge nach rückwärts. Ja, er faßte das als einen gelungenen Spaß der Polizei auf. Der Richter entließ ihn und — er ging nach rückwärts zur Tür hinaus.

Später brachte dann ein griechischer Arzt einen langen Artikel über Monsieur Zayadjan. Er sagte darin, der bedauernswerte junge Mann hätte ein plötzlich gestörtes Nervensystem — und könne nunmehr nicht unterscheiden, ob er normal nach vorne oder nach rückwärts ginge. Damals brachten besonders die griechischen und armenischen Zeitungen lange Arbeiten über den Mann. Die Öffentlichkeit wurde auf ihn aufmerksam, und er trat in geschlossenen Zirkeln auf und hielt kleine Vorträge über seine „Leiden“. Da es kein Eintrittsgeld gab, vielmehr die „Kostenbeiträge“ jedem einzelnen überlassen waren, sammelte Monsieur Zayadjan viel Geld ein. Er soll sich später eine Villa in Rumänien gebaut haben. Einer meiner Bekannten sah ihn zwei Jahre später; er war mit einer hübschen reichen Rumänin verheiratet und lebte ausgezeichnet. Er ging aber ganz normal. Mein Freund fragte ihn nach seinen „Leiden“. „Ah“, meinte der Armenier lachend. „Etwas mußte ich doch tun. Geld hatte ich keines — unbeachtet war ich auch — so ging ich eben nach rückwärts. Es hat sich gelohnt ...“

Glauben Sie, daß der Mann verrückt war?

Solche Leute gibt es sehr viele auf der Welt; und die heutige Zeit scheint für solche Narrheiten sehr günstig zu sein. Allerdings — ich will das nicht bestreiten — gibt es auch wirkliche Originale. Menschen, die sich scheu zurückziehen, niemand an sich heranlassen und doch irgendwie außerordentliche Dinge tun. So traf ich im vorigen Jahr an der Südküste der Insel Meleda in Dalmatien eine kleine, weiße Yacht. Auf der Yacht lebt ein Deutscher mit seiner Frau und seinen drei Kindern. Die Leute gehen niemals an Land. Sie verlassen die Küste niemals. Sie sind nahezu autark. Wie ich erfuhr, lebt der Mann seit drei Jahren auf der Yacht. Er wohnte früher in einer deutschen Stadt. Dann begannen die Zeitungen über Krieg und Kriegsgefahr zu schreiben; der Mann machte sein Geld flüchtig, zog mit Frau und Kindern nach dem Süden, kaufte eine Yacht und lebt jetzt auf ihr. Im Glauben, es könne ihm nichts geschehen, wenn einmal Krieg ausbricht ... Ich fürchte, er irrt sich; da er es aber nicht weiß, ist er glücklich. Und der Glaube ist mehr wert, als alles andere ...

Thorberg

Altes Kulturland ist unsere Schweiz, die Wurzeln alles Lebens und Treibens sind tief in die Jahrhunderte gesenkt. Die Erinnerungen des einzelnen Menschen reichen im günstigsten Falle auf verschiedene Jahrzehnte zurück, höher hinauf führen uns die Erinnerungen der Generationen, die mit dem Werden und Vergehen des ganzen Volkes aufs engste verknüpft sind. Auch die Städte und Burgen haben ihre Erinnerungen, man muß sie zu lesen verstehen, sowohl das, was sie uns schweigend selbst erzählen, durch ihre Form und Gestalt, wie auch das, was schriftliche Ueberlieferung über ihre früheren Schicksale aufbewahrt hat.

Immer wieder finden wir, daß von der Natur oder ihrer Lage an Flüssen und wichtigen Verkehrswegen bevorzugte Stellen schon frühzeitig besiedelt und bewohnt waren. Zwar liegt der Sandsteinfelsen, der das Schloß Thorberg trägt, in einem Seitental, und die Wogen des modernen Verkehrs rauschen am friedlichen Krauchtal vorbei. Aber die Entfernung von wichtigen Knotenpunkten und Völkerstraßen ist nicht allzu groß, und so sagen uns die Forscher, daß sich hier bereits die Römer in der späteren Zeit ihres Vordringens nach Norden niedergelassen hatten. An und

auf den Hügeln, über die sich das Schloß erhebt, wurden römische Münzen gefunden. Eine der Hauptstraßen der Römer führte von Aventicum, der Hauptstadt Helvetiens, nach Vindonissa durch das Krauchtal. Die Natur selbst lud dazu ein, hier eine der zahlreichen militärischen Stationen zu errichten, mit denen die römischen Statthalter und Feldherren überall die eroberten Provinzen besetzten und schützen ließen.

Ein langes Dunkel liegt nach diesen Zeugnissen früher Besiedlung über den weiteren Schicksalen des Krauchtals. Aus den Jahrhunderten der Ueberflutung des römischen Weltreiches durch die germanischen Stämme liegen für die gesamte Schweiz nur sehr wenig und unzuverlässige Berichte vor. Wir wissen auch nicht, wann und wie die Ritter von Thorberg sich hier niedergelassen haben, ob sie im Auftrage der Fürsten, denen sie dienstpflchtig waren, die besetzte Burg errichteten, die dann zum Mittelpunkt eines bald sehr ausgedehnten Besitzes geworden ist.

Auf einer Urkunde aus dem Jahre 1176 wird der Name des Geschlechts zum erstenmal genannt, noch in seiner ursprünglichen Form. Unter verschiedenen aufgeführten Personen aus dem Hof-

staat Herzog Berchtolds von Zähringen befindet sich ein Albertus de Porta, auf einer späteren Urkunde taucht der Name eines Adalbertus de Tore auf. Man nimmt an, daß diese beiden Namen den gleichen Stammvater der späteren Ritter von Thorberg bezeichnen. Dieser Ahne gehörte nicht in die Reihen der reichsfreien Ritterschaft, die nur den Kaiser als Gebieter über sich anerkannte. Er stammte aus dem sogenannten Ministerialadel, war also ursprünglich ein Unfreier, der dem Herzog von Zähringen zum Dienste verpflichtet war. Immerhin mußte er in den Augen seines Herrn als tüchtiger Vasall erscheinen und auch dafür belohnt worden sein, denn von Anfang an verfügt das Geschlecht über großen Grundbesitz. Darin bestand zu damaliger Zeit der wichtigste Reichtum der Oberklasse, und gerade in diesen Jahrhunderten legten viele der heraufsteigenden Mitglieder des Dienstadels den Grundstock zu den späteren Vermögen. Schenkungen und Vergabungen der Fürsten waren gewöhnlich der Ausgangspunkt dazu. Als Wappen führten die Ritter von Thorberg ein offenes Tor auf einem Felsen.

Die meisten Ritter der damaligen Zeit zog es in die Gesellschaft der Großen, an die Höfe von Kaisern und Fürsten, zum Kriegsdienst, für den sie mit neuen Vergabungen von Einnahmequellen und Grundbesitz belohnt wurden. Dazwischen amtierten gerade die Angehörigen des festhaften Dienstadels als Vogte und Statthalter. Einer der ersten Thorberger, von dem die Geschichte berichtet, erhielt die Vogtei über Kirchberg als Reichslehen, er hatte auch die Absicht, Kirchberg zu einer richtigen reichsfreien Stadt zu machen — wohl als Gegengewicht gegen



Als sich letzten September über der Gegend von Thorberg ein heftiges Gewitter entlud, schlug der Blitz in die Scheune der Strafanstalt und äscherte diese vollständig ein. Hier ist man mit dem Neubau der Scheune beschäftigt, wobei soweit möglich mit eigenen Leuten gearbeitet wird. Innert Monatsfrist stund die neue Scheune fixfertig unter Dach und Fach. Gewiss eine schöne Leistung.

das benachbarte Burgdorf — aber ein großer Erfolg war diesen Bemühungen nicht beschieden.

Die geringen Nachrichten über die ersten Ritter lassen wenig von ihrer Persönlichkeit erkennen. Daß sie erfolgreich waren, ist verbürgt, daß sie eine gute, wahrscheinlich auch brutale Hand bei der Vergrößerung ihres Besitzes hatten, ist ohne weiteres anzunehmen. Erst im dreizehnten Jahrhundert taucht mit Ulrich von Thorberg eine klar umrissene Persönlichkeit von großem Weitblick auf, und der Rolle, die er in den Händeln der Zeit spielte, ist es wesentlich mit zuzuschreiben, daß die Thorberger nicht wie so manches andere Rittergeschlecht der damaligen Zeit sang- und klanglos untergegangen sind. Nicht nur der Name lebt weiter fort, sondern auch die Erinnerung an einige sehr ausgeprägte Gestalten der schweizerischen Geschichte.

Ulrich von Thorberg ist eine für seine Periode sehr sympathische und seltene Figur. Er gehörte nicht unter die dauernd in Händeln, Raubzügen und Kriege verwickelten Angehörigen des niederen Adels. Seine Position war selbständig, obwohl er seinen Fürsten zur Bündnispflicht verbunden war. In der damals mächtig aufblühenden Stadt Bern, die so viele dieser kleinen Adelsgeschlechter an sich zog, aufkaufte oder zum Verzicht auf ihre selbständige Existenz zwang, haben die Thorberger sich nie angesiedelt.

Um so schwerer war es für Ritter Ulrich, sich inmitten der starken Gegensätze und der strittigen und einander befehdenden Gebiete, bei denen sein eigener Besitz lag, seine Selbständigkeit und selbst eine gewisse Ueberlegenheit zu bewahren. Er unterhielt sehr freundschaftliche Beziehungen mit Bern, stand aber auch mit Habsburg und Kyburg gut.

Häufig wurde er in den zahlreichen Streitfällen zum Schiedsrichter angerufen; so berichtet man von seiner Schiedsrichterrolle zwischen Freiburg und Bern im Jahre 1295. Auch in dem bekannten „Judenhandel“ des Jahres 1294 spielte er eine Rolle für das Zustandekommen des Vergleichs.

Eine ganz andere Rolle spielt der letzte Ritter aus dem Hause Thorberg, der auch am bekanntesten von allen geworden ist: Peter von Thorberg. „Er war ein durch seine Härte überberühmter Mann“, heißt es von ihm. Mit der eidgenössischen Geschichte der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ist sein Name eng verknüpft. Im Unterschied zu manchem seiner Vorfahren war er ein eifriger Anhänger der Habsburger und hat deren Politik gegen die um ihre Selbständigkeit ringenden Schweizer eifrig gefördert. Als Bogt über große Gebiete gesetzt, holte er für seinen eigenen Besitz und den seiner fürstlichen Gönner mit den brutalsten Mitteln heraus, was zu holen war. Im Entlebuch ließ er Anhänger der freiheitsliebenden Bevölkerung, die aus den feudalen Zwangsverhältnissen heraus unter den Schutz und Schirm Luzerns strebten, aufhängen. Bei Sempach stand er auf der Seite der Habsburger im Kampfe, ohne daß besondere Heldentaten von ihm berichtet werden. Mit seiner kriegerischen Tüchtigkeit muß es etwas kritisch ausgesehen haben, denn auch aus der Belagerungsgeschichte von Rapperswil wird erzählt, daß er sehr bald den Widerstand aufgeben wollte, was die Bürgerschaft verhinderte. Kurz nach der Sempacher Schlacht zogen die Berner vor seine Burg Thorberg und eroberten

sie, zerstörten sie und zogen dann wieder ab. — Dieser Peter von Thorberg hat den entscheidenden Entschluß für das weitere Schicksal der großen Besitzungen der Thorberger gefaßt. Noch waren die Güter im Krauchthal und der Hof nur Lehen vom Reiche, das heißt, sie waren den Rittern nur zur Nutzung übergeben und konnten vom Kaiser zurückgenommen, anderweitig verkauft oder verschenkt werden. Peter ersuchte Kaiser Karl IV., ihm Güter und Hof zu eigen zu geben, mit dem Versprechen, daß er aus dem ganzen Besitz ein „Gotteshaus“ stiften wolle. In Erwägung dieses guten Zweckes und im Hinblick auf die guten Dienste, die Peter dem Kaiser und dem Reich in zahlreichen Konflikten erwiesen hatte, gewährte der Kaiser diesen Wunsch und schenkte dem Thorberger Hof und Gütern zu Eigen im Jahre 1371.

Mit der Errichtung des Gotteshauses eilte es nun dem letzten Thorberger durchaus nicht. Erst 26 Jahre später, laut Urkunde vom 17. Juli 1397, stiftete er im hohen Alter in den Ruinen des von den Bernern zerstörten Schlosses Thorberg ein Männerkloster und übergab dem Karthäuser-Orden sein gesamtes Vermögen an Eigen- und Lehengütern. Die Tatsache, daß Peter kinderlos geblieben war und mit ihm das Geschlecht der Ritter von Thorberg ausstarb, hat wohl diesen Entschluß sehr gefördert. Ein anderer Grund, dem wir im Mittelalter häufig begegnen, war wohl, daß der Ritter sich durch diese Stiftung für die Kirche am Ende seines sehr unfrommen Lebens die ewige Seligkeit sichern und erkaufen wollte.

(Schluss folgt.)



Um sich den zeitraubenden Weg von der Burg hinunter in den Burggraben, wo am Platz der abgebrannten Scheune eine neue erstellt wird, zu ersparen, wird eine provisorische Telephonleitung montiert. Unter den Sträflingen gibt es immer Berufsleute, die zu dieser oder jener Arbeit herangezogen werden können.



Es ist ein herrlich schöner Maienmorgen, als wir langsam den Burgweg hinaufsteigen, der zur Strafanstalt führt. Rings in den Bäumen ein Jubilieren und Zwitschern, ein Singen und Pfeifen. Es lockt zum Wandern, in die Ferne. Hinaus, hinaus. In leuchtender, lachender Sonne liegt Thorberg, die bernische Strafanstalt. Links das Kornhaus. In der Mitte das «Schloss». Rechts das Korrekthaus. Ueberall herrscht Sauberkeit, Ordnung. Und eine regsame Betriebsamkeit. Wir unterhalten uns kurz mit den Arbeitern, die uns erst mit einer tastenden Scheu beobachten, bald aber zutraulich werden. Hier spürt man tatsächlich wenig, fast möchten wir sagen nichts, von «Zuchthausluft». Die Leute arbeiten frei, ohne besondere Beaufsichtigung. Das freut uns für die Häftlinge. Freut uns aber auch für die Direktion.

Ein General reist durch die Schweiz

Historische Reportage von Rudolf Ruchti.

1.

Der Ruhm flog ihm voraus.

Seit einem Jahre war der Name Napoleon Bonaparte der meistgenannte in Europa. Er sollte es zwanzig Jahre lang bleiben.

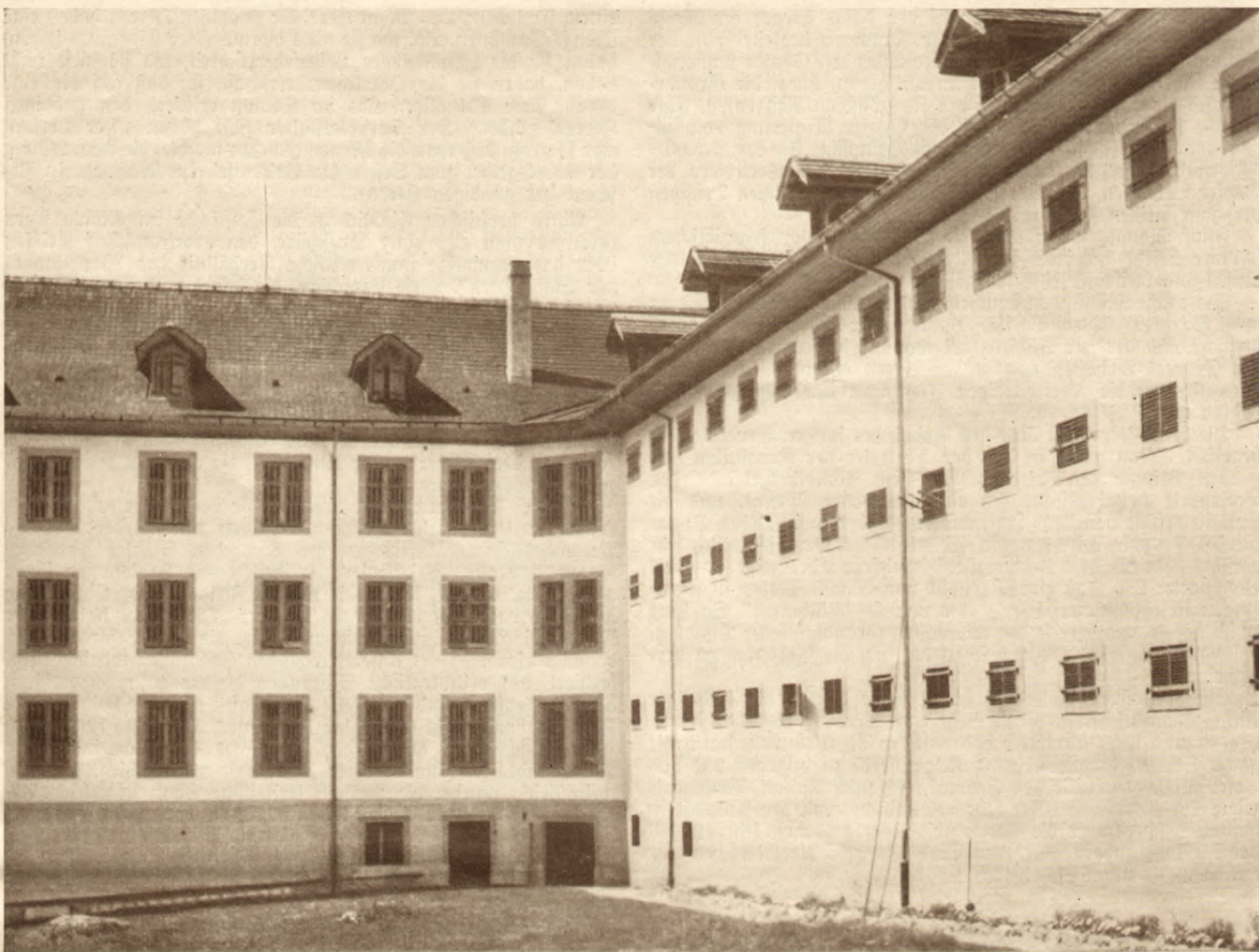
Der Nimbus der Jugend, der Revolution und des militärischen Siegers umstrahlte sein Haupt. Der Feldzug in Italien, dieser erste und kühnste Gang eines siebenundzwanzigjährigen Generals mit den großen Feldherren eines versinkenden Zeitalters, war beendet. Die überlegene Strategie des Korsen auf dem Schlachtfelde hatte ihre Krönung erfahren durch den meisterhaften politischen Schachzug des Friedens von Campo Formio.

Der Erbe der großen französischen Revolution, der ihr Bollender und ihr Totengräber werden soll, hat nie den Krieg um des Krieges willen geführt. Er hat den Satz gelehrt: daß der Krieg nur die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln ist, bevor ihn der deutsche Theoretiker Clausewitz formulierte.

Jetzt verläßt er Italien, aber es gilt noch einen Umweg zu machen, bevor er den sehnlichst erwarteten Einzug in Paris halten kann. Er muß noch nach Raftatt, dort wird der Handel um den Abschluß des Krieges im Norden geführt, da gilt es bei der



Trotz fortwährenden Instruktionen und Hinweisen auf die Gefahr kann es «Hans» einfach nicht lassen, mit dem Gertel gegen die Hand, statt von der Hand zu schälen. Es ist ihm aber doch noch nie ein Malheur passiert. Er lächelt bloss, wenn man ihm sagt, er verliere mal einen Finger. Und fährt ruhig weiter wie immer. Es gibt halt überall Sonderlinge, da ist nichts zu machen.



Wir sind durch das Burgtor eingetreten und augenblicklich fällt unser Blick auf die Reihen massiv vergitterter Fenster. In uns regt sich eine gewisse Neugierde, was wir wohl hinter diesen starken, schneeweissen Mauern alles zu sehen bekommen — für die Kamera. Wir müssten nicht Menschen mit einem warmen Herzen im Leibe sein, wenn uns beim Anblick dieser Mauern und Gitter nicht doch eine gewisse Niedergedrücktheit gefangennehmen würde. Denn, schlugen nicht schon ungezählte Herzen hinter diesen Gittern in wildem Aufruhr, in unbeherrschbarem Fernweh!

Erledigung kritischer Gebietsfragen das Gewicht des italienischen Sieges noch einmal in die Waagschale zu werfen.
Der nächste Weg führt durch die Schweiz.



Wir trafen den Direktor der Strafanstalt Thorberg, Herrn Werren, beim Studium der Baupläne für die neue Scheune. Er war dann so liebenswürdig und dienstfertig, uns durch die ganze Anstalt zu führen und uns mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Seine Freundlichkeit sei hier bestens verdankt.

General Murat reist Bonaparte um anderthalb Wochen voraus nach Raftatt und kündigt das Kommen des Siegers an. Man macht sich bereit, ihn zu empfangen, da und dort mit sehr sauren Gefühlen für den Vertreter der gehafteten Revolution, an andern Orten und in andern Schichten mit heller Begeisterung. Die breit aufgerissene Schlucht zwischen der alten Ordnung der Autokratien und feudalen oder halbfeudalen Aristokratien und dem heraufziehenden bürgerlichen Zeitalter, läuft auch mitten durch die Schweiz.

Bonaparte weiß das, und er kannte auch die Bedeutung des kleinen Berglandes, das die empfindliche Flanke Frankreichs decken, aber auch aufreißen kann. Das hundertjährige Bündnis der Schweizer mit dem französischen Königtum ist vom Strudel der Revolution mit verschlungen worden, und der Vertreter des Hauptfeindes der jungen französischen Republik, der englische Gesandte Wickham, ist in Bern eifrig dabei, immer neue Fäden gegen Frankreich zu knüpfen.

In Genf wird man Bonaparte zuerst empfangen. Am 21. November 1797 soll er in der Geburtsstadt Rousseaus eintreffen. Der Regierungsrat erklärt sich im voraus für die ganze Zeit, die Bonaparte in Genf sich aufhalten wird, in Permanenz. Ein Befehl wird ausgegeben, daß um 10 Uhr Morgens Generalmarsch geschlagen und der General bei seinem Eintreffen in die Stadt mit 25 Kanonenschüssen salütiert werden soll. Auch bei der Abreise soll geschossen werden, „erfolge sie jedoch nachts, so solle nicht geschossen werden“, legt die Verfügung fest, denn die Nachtrube wollen sich die Genfer auch nicht durch Napoleon Bonaparte stören lassen.

Mit einiger Verspätung kommt der junge Sieger am Nachmittag an. Unter dem Donner der Kanonen, begleitet von der Stadtmusik und inmitten der Spalier bildenden Genfer Nationalgarde fährt er die Anfahrt der Treille hinan, durch die Grand-rue und bis vor die Wohnung des französischen Residenten. Eine Stunde später werden Vertreter der Genfer Regierung empfangen und schwungvolle Ansprachen ausgetauscht. In der anschließenden Unterhaltung versicherte der General den Vertretern der Genfer Behörden, daß ihre Stadt stets von französischen Truppen verschont bleiben solle.

Fünf Monate später wird die Stadt Genf von französischem Militär besetzt und mit Frankreich vereinigt; bis zum Sturze Napoleons bleibt sie eine französische Stadt.

Wo große Männer auftauchen, gibt es nicht nur Licht, sondern auch Schatten. Einen Pariser Bankier, der sich gerade in Genf befindet und der zur Audienz bei Bonaparte berufen wird, läßt der General verhaften und in den Arrest abführen, wo er vier Monate über die merkwürdigen Fügungen des Schicksals nachdenken kann.

Die Bevölkerung ist über den Besuch des jungen Generals sehr begeistert. Man grüßt in ihm den Vertreter der Revolution und — den Bringer des Friedens. Vor dem Bibliothekgebäude, das Bonaparte besucht, staut sich eine ungeheure Menge, und die Luft ist erfüllt von dem tausendfachen Jubelschrei: „Vive Bonaparte! Vive le héros de la liberté!“ Da der Sincic sich sehr gerührt über die dem kleinen Genf erwiesene Ehre zeigt, erwidert Bonaparte: „... daß eine Republik von 30,000 Seelen in seinen Augen so ehrenwert sei, wie eine von 30 Millionen!“ So jung er ist, hat er doch bereits den wichtigsten Grundsatz jeder Diplomatie begriffen: daß die Worte dazu da sind, die Gedanken zu verschleiern.

Eine besondere Rolle auf dieser Reise spielen die Gebrüder Vicat, Lohnkutscher in Genf. Sehr zum Verdruss mancher Regierungen und ihrer Vertreter haben sie es übernommen, durch die ganze Schweiz hindurch eigene Relaispferde zu besorgen und von Basel aus begleiten sie den General noch nach Rastatt. Bonaparte zeigte sich für diesen Eifer sehr erkenntlich; nach der Ankunft in Rastatt beschenkte er die Vicats mit einer goldenen Uhr; er soll dabei gesagt haben: „Nehmen Sie! Ich liebe die Menschen, für welche nichts unmöglich ist!“

2.

Von Genf aus führt die Reise über das Hoheitsgebiet des Staates Bern. Auch der Kanton Waadt gehört zu diesem Hoheitsgebiet, seine Einwohner sind Untertanen der Berner Patrizier, und überall sind Berner Landvögte eingesetzt, die Steuern einzulien und die unzufriedene Bevölkerung niederhalten. Werfen wir einen kurzen Blick auf die damaligen Zustände in Bern und in der Waadt, bevor wir Bonaparte weiter auf seiner Reise begleiten.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts hatte die Herrschaft weniger Patrizierfamilien in Stadt und Staat Bern sich immer mehr zu einer despotischen Oligarchie entwickelt — wie es in der Schweiz überhaupt seit dem 16. Jahrhundert im Gefolge und in Anlehnung an den ausländischen Absolutismus aufkam —, die jedes politisch-demokratische Leben erstickte und die Teilnahme an der Regierung für die dazu Berufenen zu einem guten und einträglichen Geschäft machte. Die Stadtbevölkerung zerfiel in die große Masse der rechtslosen Hinterlassenen, deren Aufenthaltsbewilligung jährlich erneuert werden mußte, die Ewigen Einwohner oder Habitanten, die das Bürgerrecht ohne die Amtsfähigkeit besaßen, und die regimentsfähigen Bürger, die Patrizier.

Der Kreis von wirklich regierenden Familien war sehr klein, es waren etwa 80 von 450. Nicht nur den Fremden, sondern selbst den einheimischen Handwerkern blieb jeder Aufstieg und jede Möglichkeit der Beteiligung an den Ratsgeschäften verwehrt. Den Zünften war es ausdrücklich verboten, sich mit politischen Fragen zu beschäftigen. Die Besoldung der Staatsämter war nicht allzu hoch, um so einträglicher waren dafür die zehn Direktionen und 50 Landvogteien, die an Mitglieder der regierenden Familien vergeben wurden.

Dabei waren die Verhältnisse in der Stadt Bern noch insofern günstiger und boten gewisse Vorteile gegen die Lage auf dem Lande und vor allem gegen die Zustände in dem Kanton Waadt, weil in Bern die Steuern sehr gering waren; die großen Summen, die im Staatschatz aufgehäuft wurden oder die Taschen der Patrizier füllten, wurden hauptsächlich aus den Landvogteien herausgeholt.

Ueber die Eigentumsbegriffe und -verhältnisse berichtet ein Zeitgenosse folgendes aufschlußreiches Gespräch eines Berners mit

einem Fremden: „... Mein Herr, die gnädigen Herren haben eine Menge Domänen. Da, wo sie nicht das nutzbare Eigentum haben, haben sie die unmittelbare Lehensherrlichkeit, wo sie diese nicht haben, haben sie die Oberlehensherrlichkeit, so, daß auf die eine oder andere Art alles, was im Kanton existiert, den gnädigen Herren gehört.“ Der Berichterstatter fügt hinzu: „Der Irrtum war so groß, daß man die Menge glauben machte, die Anwendung der Staatsgelder zum Besten des Volkes sei eine Wohlthat, ein Geschenk der gnädigen Herren.“

Einen drastischen Einblick in die Zustände im Staate Bern bekommt man aus einer Broschüre, den „vertraulichen Briefen über das vormalige staatsrechtliche Verhältnis des Waadtlandes zur Stadt Bern“. Diese Broschüre, die sofort nach ihrem Erscheinen in Bern verboten und unterdrückt wurde, bekam auch der junge Hauslehrer G. W. Hegel — der spätere Philosoph — in die Hand; er übersetzte sie aus dem Französischen und gab sie nach seinem Wegzug von Bern, im Jahre 1798, mit interessanten Anmerkungen versehen in Frankfurt a. M. heraus. Sowohl der Text der Briefe, deren Verfasser der Advokat Cart aus dem Waadtland war, wie auch Hegels Anmerkungen enthüllen ein erschütterndes Bild erstarrter Oligarchie, die auf dem besten Wege zum Zusammenbruch war.

„Unsere Borektern waren frei und sie verdienten es, zu sein“, erklärt Cart, und zeigt dann im einzelnen, wie seit der Zeit, wo die Waadtländer Untertanen des bernischen Staates geworden waren, ihre alten Privilegien, Freiheiten und Herkommen ihnen genommen wurden. Ueber die wahren Ursachen der Einführung der Reformation in der Waadt sagt er: „Die wahre Ursache der Reformation liegt in der reichen Beute, die ihre Beförderer sich davon versprochen ... Unsere kirchlichen Stiftungen wurden säkularisiert, um aristokratische Stiftungen daraus zu machen. Bern hat das Fegfeuer und die Messe abgeschafft, aber der hochgeachtete Herr Landvogt zieht alle Jahre den Zins.“ Noch 265 Jahre nach ihrer Abschaffung hatten die Bewohner der Gemeinden des Waadtlandes die Kosten einer Zeremonie zu bezahlen, die nicht mehr geübt wurde: die zunächst freiwillige, dann festgelegte Abgabe an die Priester, die das Korn in der Scheune gesegnet hatten, wurde in eine Abgabe an die bernischen Landvögte umgewandelt. „Die ungeheuren Einkünfte unseres Bistums, unserer Priorate und unserer Abteien kommen also ganz und ohne Abzug an einige Berner Familien“, sagt Cart.

Aber man nahm den Waadtländern nicht nur ihre Kirchengüter, sondern auch ihre politischen Freiheiten. „Vor dieser Epoche erkannten unsere Borektern keine andern Gesetze an, als solche, die sie sich selbst gaben, und seit jener Epoche machen uns die Räte der Bürgerchaft von Bern Gesetze über alles, allenthalben und für alles ... Die Bürgerchaft von Bern, oder ihr Rat, schreibt uns vor, bei welchen Gelegenheiten und inwieweit es uns erlaubt sein solle, zu tanzen, Regel zu schieben, mit dem Hamen zu fischen.“

Ueber die Methoden, mit denen die Berner Patrizier ihre Untertanen behandelten, gibt der Ausspruch eines Berner Landvogtes Aufschluß, der um 1790 sagte: „Wenn ihr vor einigen Jahren es gewagt hättet, das Recht zu bezweifeln, das der große Rat hat, euch nach seinem Gutbefinden Steuern aufzuerlegen, so hätte man euch den Kopf vor die Füße gelegt.“

Daß unter solchen Umständen die französische Revolution des Jahres 1789 im Waadtland ein lautes Echo wecken mußte, ist sehr verständlich. Es kam zu Demonstrationen revolutionären Charakters besonders im Jahre 1791. Auch im Unterwallis, das unter ähnlicher Bedrückung durch die Herrenfamilien des Oberwallis seufzte, kam es im Herbst 1790 zu Zusammenrottungen und Beschwerden. Die Berner Patrizier antworteten sofort getreu ihrer Tradition mit Gewaltmaßnahmen. Im Jahre 1791 ließ der Große Rat Berner Truppen in die Waadt einmarschieren.

Als Anlaß dienten neben verschiedenen Protesten gegen Unrechtmäßigkeiten die Tatsache, daß bei öffentlichen Festen die Sympathie der Bewohner für die französische Revolution im Einklang mit revolutionären Liedern und dem Ausbringen von Trinksprüchen auf die Freiheit zum Ausdruck gekommen war. Daß zur selben Zeit die Berner Landvögte mit französischen, emigrierten Aristokraten, die sich besonders zahlreich in Lausanne aufhielten, ein öffentliches Fest veranstalteten, fand der Berner Rat nicht weiter bemerkenswert. Die einmarschierenden Truppen wurden strafweise bei solchen Bürgern einquartiert, die als Freunde der französischen Revolution galten; die Liste der Einquartierungen hatte man bereits in Bern zusammengestellt. „Nicht, weil ein Familienvater viele Zimmer hat, quartiert man zehn, fünfzehn, zwanzig Soldaten bei ihm ein, oder vertreibt ihn aus

seinem Hause, um ein Militärlazarett daraus zu machen; sondern weil er ein Patriot ist (Patrioten nannte man die Freunde der französischen Revolution) und aus dem entgegengesetzten Grunde ist der Aristokrat frei davon."

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß Lausanne zu einem Zentrum der aristokratischen französischen Emigration geworden war, die auch von Bern aus gestützt und gehätschelt wurde. Ueber die Einstellung des Baron von Erlach, Landvogt von Lausanne, schrieb im Jahre 1792 Mallet an Marschall von Carries u. a.: "... er ist buchstäblich die Vorsehung der Waadt; er ist es auch für die französischen Emigranten, die bei ihm mehr Protektion gefunden haben, und die er noch leztlich in der Waadt gegen den Plan, den man in der Schweiz hatte, alle Franzosen fortzuschicken, erhalten hat."

Um die merkwürdigen Begleiterscheinungen und die gewitterschwangere Stimmung zu verstehen, unter der die Reise des Generals Napoleon Bonaparte durch die Waadt und durch Bern stattfand, müssen wir uns mit den Berner Verhältnissen und der Politik Berns noch etwas beschäftigen.

3.

In den drei heroischen Jahrhunderten seiner Geschichte — 13. bis 16. Jahrhundert — war Bern auf Selbstbehauptung, Vanderwerb, Kriegsbereitschaft und Machtentfaltung gerichtet. Der Staatsgedanke verschlang alles andere, der Staatswille spannte alle Kräfte an. Dieser Staatswille beherrschte auch die Periode der Stagnation und Reaktion im 17. und 18. Jahrhundert. Im Patriziat herrschte Abneigung gegen bürgerliche, z. B. Handelsbetätigung. Die Söhne der Patrizier gingen in der Jugend als Offiziere mit den Schweizerregimentern in fremde Kriegsdienste, später kamen sie zurück und erhoben Anspruch auf eine politische Stelle oder eine Landvogtei. Geistige Kultur wurde standesgemäß verachtet, die Volksbildung vernachlässigt. In Bern herrschte die stärkste Zensur, es gab nur eine Buchdruckerei, die unter strenger Aufsicht der staatlichen Organe stand. Die Erlangung des Bürgerrechts wurde immer mehr erschwert. Die Folge der Ausschließlichkeit und Abgeschlossenheit rächte sich, die regierungsberechtigten Familien schrumpften ein. Auch die Geistlichkeit war nur ein Instrument in den Händen des Staates.

Ueber die Besetzung der Geistesstellen teilt Hegel mit, der als unvoreingenommener Beobachter das alte Bern betrachtete: „Die Pfarreien im deutschen Kanton sind von zweierlei Art, Rangpfründen und Kreditpfründen; jene werden an die Kandidaten nach ihrem Alter vergeben, diese, wie es auch schon der Name zeigt, nach dem Kredit, den die Kompetenten durch Familienverhältnisse usw. haben. Zu den Rangpfründen gehören alle, deren Einkünfte gering, wenige, deren Einkünfte mittelmäßig sind. Unter den Kreditpfründen sind manche, deren Ertrag sich jährlich auf 3000 Taler (für die damalige Zeit eine sehr hohe Summe) und darüber belaufen kann; natürlich werden diese Berner Bürgern zu Teil, die einträglichsten den jüngeren Söhnen vornehmer Familien, Tochtermännern von Ratsherren usw.“

Auf allen Gebieten sehen wir das gleiche Prinzip: alle materiell einträglichen oder politisch einflussreichen Posten waren den Mitgliedern der bevorrechteten Kaste vorbehalten und diese fochten unter sich die grimmigsten Konkurrenzkämpfe um die Besetzung aus. Besonders lebhaft waren diese Kämpfe um die Neubesetzung des Rates. Hegel erlebte selbst die Ratsbesetzung des Jahres 1795, die letzte im alten Bern; sie zeigte gehäuft alle die Nachteile und den ganzen Betrieb einer überalterten Verfassung. In einem Brief an Schelling schrieb er darüber: „Alle zehn Jahre wird der conseil souverain und die etwa 90 in dieser Zeit abgehenden Mitglieder ergänzt. Wie menschlich es dabei zugeht, wie alle Intriguen an Fürstenthöfen durch Betteln und Basen nichts sind gegen die Kombinationen, die hier gemacht werden, kann ich Dir nicht beschreiben — der Vater ernennt seinen Sohn oder den Tochtermann, der das größte Heiratsgut zubringt, und so fort. Um eine aristokratische Verfassung kennenzulernen, muß man einen solchen Winter vor den Ostern, in welchem die Ergänzung vorgeht, hier zugebracht haben.“

In einer längeren Anmerkung zu der genannten Broschüre geht Hegel ausführlich auf den ganzen Betrieb der Ratsbesetzung ein. Er sagt hier u. a.: „Kurz, unter 92 Mitgliedern, die im Jahr 1795 in den Großen Rat aufgenommen wurden, wurde nur von einem einzigen gesagt, daß seine Verdienste in etwas zu seiner Erwählung beigetragen haben. Man sieht aus dem bisherigen im allgemeinen die Form dieser Wahl, aber um von der Betriebsam-

keit, die vorher geht, den Intrigen, die dabei gemacht werden, die Mannigfaltigkeit der Kombinationen, um die Mannigfaltigkeit der Interessen zu verknüpfen, der Leidenschaft, womit dies alles betrieben wird, oder den Gefühlen, die auf den glücklichen oder unglücklichen Ausgang folgen — von der Gewalttätigkeit dieser Hoffnungen, der Furcht, der Angst — von der Stärke dieser Freude, oder dieser Verzweiflung, um von allem diesem zusammen ein Bild zu bekommen, muß man alles selbst mit angesehen haben.“

Zu dem Einwand, daß die Steuern im engeren Kanton Bern und vor allem in der Stadt sehr gering waren — der Staat holte sich seine Einkünfte hauptsächlich aus dem Waadtland und dem Aargau — bemerkt Hegel: „Daß man, wenn von der schlechten Staatsform des Kantons Bern die Rede war, gewöhnlich die Antwort erhielt, die Untertanen bezahlen aber fast gar keine Abgaben, und sie deswegen als glücklich und beneidenswert pries — beweist nur, für wie viel geringer es noch sehr allgemein gehalten wurde, gar keiner staatsbürgerlicher Rechte zu genießen als ein paar Taler jährlich weniger in der Tasche zu behalten.“

(Schluss folgt.)

Schwester Anna...

Von Karl John.

Schmerzen! — Was wißt Ihr von Schmerzen . . ? Es gibt Schmerzen, die den Körper zerreißen und auslöschen, Schmerzen wie zuckende Blitze und glühendes Eisen, brüllende, schreiende, klopfende Schmerzen, die uns ins Leere hinausstoßen, in die Nacht der Bewußtlosigkeit und des Todes. Und es gibt Schmerzen, von denen man nicht spricht . . .

Schwester Anna kannte sie alle die Schmerzen. Sie waren ihr vertraut wie Kinder der Mutter. Sie kannte die Bezirke der Temperatur zwischen 35 und 41 und die Pulsschläge zwischen 50 und 120, wußte, wie man Kranke behutlos bettet und Verbände von eiternden Wunden löst. Sie hatte Hunderte sterben gesehen, gegen Morgen, wenn der Kampf nachläßt und die Temperatur plötzlich und unaufhaltsam sinkt, und wurde geheßt und gejagt von Lager zu Lager, von Schmerz zu Schmerz.

„Schwester Anna, drei Aspirin für Bett Nr. 6!“

„Schwester Anna, zu Doktor Hartmann!“

„Schwester Anna, sagen Sie, wie geht es meiner Frau?“

„Schwester Anna, haben Sie noch etwas Morphinum? Bitte, bitte etwas Morphinum!“

„Schwester Anna, es ist so heiß. Ich glaube ich sterbe.“

„Schwester Anna, in den Operationsaal!“

„Schwester Anna! Schwester Anna! Schwester Anna!“ Seit Jahren. Immerzu „Schwester Anna! Schwester Anna!“

Drückende Schwüle im Operationsaal. Geruch von Chloroform und Aether, von Jodoform und gestärkter Wäsche. Er lastet erstickend auf allen und erzeugt Uebelkeit. Drei Stunden schon ein zäher Kampf mit Blut, Knochen und Eiter. Die Ohren sind dumpf und die Beine bleiern schwer.

Schwester Anna reicht mechanisch Messer, Nadeln und Zangen, taucht sie in heißes Wasser und legt sie dann auf ein weißes Tuch.

Sie hatte längst aufgehört zu denken. Sie ist müde und fühlt sich schlecht, einfach schlecht und möchte davongehen, hinauslaufen. Warum tut sie das alles? Warum? Sie betrachtet verwundert ihre Hände. Mechanisch reichen sie Messer, Nadeln und Zangen, tauchen sie in heißes Wasser und legen sie auf ein weißes Tuch. Rot färbt sich Watte und Wasser. So rot wie damals am Bahnhof die Lichter. Da gaben sie sich die Hände, und der Zug begann langsam zu rollen. Sie sah ihre Hände. Sie winkten, aber sie waren wie tot, gehörten nicht mehr zu ihr.

Und dann sah sie die roten Lichter am Ende des Zuges, die allmählich in der Ferne entschwinden. Sie war totmüde und die Beine waren ihr bleiern schwer. Seitdem kennt Schwester Anna den Schmerz, jenen Schmerz, von dem man nicht spricht und der größer ist als alle Schmerzen zusammen.

Sie weiß, wie man die Schmerzen tötet. 0,2 Morphinum, 0,1 Cocain, 0,01 Skopolamin.

Den Körper kann man töten, aber die Seele nicht, nicht mit Morphinum, Cocain und nicht mit 0,01 Skopolamin . . .

Stephan und Claudia

Die Geschichte einer Liebe

Von Helene Christaller

6

(Nachdruck verboten.)

„Kommst du mit Bibelsprüchen?“ höhnte er. „Die laß bei mir lieber weg!“ Claudia wandte sich gekränkt ab.

„Sei doch nicht so ungemütlich, Hein“, lenkte Peter gutmütig ein.

Albert brachte die Mappe mit dem „Blauen Reiter“ und schlug sie auf. „Dieser Marc ist doch großartig mit seinen Pferden. Daß der im Kriege fallen mußte!“

„Geopfert von der Schwerindustrie, die nach Geschäftsaufschwung gierte“, fiel Hein hart ein.

„Man meint, du wärst in einer Parteiverammlung“, sagte Ullmann unbehaglich.

„Dein unbestechlicher Geist paßt sich bereits der parteipolitischen, wünschenswerten Verdunkelung an“, sagte Peter grob.

„Hein“, bat Claudia leise, „bleib dir doch selber treu, laß dich nicht verwirren. Dort gehörst du nicht hin. Du wirst es mit Schrecken einsehen, wenn es zu spät ist.“

„Ich will endlich handeln! Mit dem ewigen Beschwaßen und Befingern aller Volksübel kommen wir keinen Schritt weiter und verlieren darüber unsere Seele.“

„Handeln werden wir auch, mein Lieber“, sagte Peter bedeutungsvoll, und es blitzte kriegerisch in seinen dunkeln Augen.

„Du bist doch in erster Linie Künstler — —“ wandte Ullmann ein.

„Nein, das bin ich eben nicht. Ich bin leidender Mensch, wie der Letzte im Volk, der unter Tag arbeitet und die Spikhacke in die Kohle haut!“ rief Hein leidenschaftlich.

„Leidest du Not?“ fragte Ullmann schamvoll. „Wir sind doch alle deine Freunde — —“

„Ich will Gerechtigkeit, nicht Almosen. Außerdem habe ich, was ich brauche“, schnitt der Jüngling das scheue Angebot ab. „Wer nicht hungern kann, ist unzuverlässig.“

„Darf ich Ihnen noch einmal einschenken?“ Regine goß schüchtern die rotfunkelnde Flüssigkeit in den Kelch. Ihre Hand zitterte, das Glas floß über, rote Flecken deckten grell das weiße Damasttuch.

„Bürgertöchterchen macht Blutvergießen“, lachte spöttisch und ein wenig traurig der junge Mann und sah ihr in die Augen. Aber er verzieh ihr, weil die schmale Hand gezittert hatte.

Als Hein gegangen war, sank eine beklommene Stille über die zurückbleibenden. In ihr hörte man fernen Nachtigallenschlag aus duftenden Gärten.

„Schade um ihn“, brach Peter das Schweigen. „Er gehört gar nicht zu ihnen. Es ist irgeleiteteter weltfremder Idealismus, der ihn hingeführt hat. Bei uns sollte er sein!“

„Ja“, sagte Claudia, „wer den großen Worten verfällt, dessen Menschentum und Künstlerschaft ist aus.“

„Nein“, widersprach Peter feurig, „von manchen Sachen kann man gar nicht anders als in großen Worten reden: Vaterland, Heimat.“

„Ihr solltet wenigstens zugeben, daß auch der Andersdenkende ein anständiger Mensch ist“, meinte Ullmann, ohne auf Peter einzugehen.

„Ich hasse die Politik!“ rief Claudia heftig, und die Tränen schossen ihr in die Augen. Ihr Frauenherz litt unter dem Zwiespalt mit den Freunden.

Aber Peter lenkte ab, es tat ihm weh, mit Claudia zu streiten. Er wechselte ein wenig tolpatschig das Gespräch. „Liebst du eigentlich den Hein?“

„Ich?“ Das Mädchen fuhr hoch. „So viel und so wenig wie dich und Albert.“

„Bist du so kalt?“ fragte Regine, und das Herz pochte ihr vor Freude. Dann laß den Hein mir“, flehte ihr Herz.

„Kalt?“ Claudia dachte nach; eine Falte fürchte ihre Stirne.

„Nein, kalt bin ich nicht.“

„Dann könntest du wirklich einen von uns lieben“, meinte der Lange lebhaft. „Verliebt in dich sind wir alle drei.“

„Davon merke ich nichts“, wich Claudia lachend aus.

„Ja, Peter hat recht, und ich meine es sehr ernst“, stieg Ullmann mutig in die Schlacht. Seine Schwester pflichtete ihm bei:

„Ja, das ist wahr, ich weiß es.“

„Als ob wir es nicht auch ernst meinten“, brummte Peter. „Wenn auch hinter uns andern nicht Vaters Kassenschrank steht als schönste Aussicht in die Zukunft.“

Ullmann errötete und wehrte ab: „So meinte ich's doch nicht. Ich weiß wohl, daß ein solcher Schatz nicht mit Geld zu kaufen ist.“

Claudia schwieg und sah träumerisch in die Nacht hinaus. Die andern störten sie nicht; aber Regines Augen hingen in Dankbarkeit an ihrem schönen Gesicht. Hein war frei!

Albert legte eine Grammophonplatte auf, irgendeinen aufreizenden Negertanz. Von der Musik wurde eine Nachtigall hergezogen und setzte sich auf die Birke vor dem Altan. Als die Nadel auf der leergelaufenen Platte surrte, hörte man ihren süßen Gesang. Vorichtig stellte Albert ab und meinte: „Die kann's doch noch besser.“

„Ich mache mir nichts aus dieser Art Musik“, sagte Peter, und Claudia pflichtete ihm bei. Sie lauschten mit gelassen Gesichtern dem süßen Vogel Lied: Peter rauchte hastig eine Zigarette, daß der blaue duftende Rauch ihn umwölkte. Keiner wollte sprechen. Das Mädchen fühlte, daß man ein Wort von ihr erwartete; und die Freunde waren ihr so wert, daß sie sich nicht verstecken wollte.

Sie schöpfte tief Atem, und ohne aufzublicken erzählte sie: „Als Kind von dreizehn Jahren habe ich im Seebad einen älteren Knaben kennengelernt. Da rührte mich die Liebe zum erstenmal an. In die kindlich weiche Seele brannte sein Bild sich so tief ein, daß es nicht zu löschen ist. Ich habe das Gefühl, als hätte Stephan mehr zu mir gehört als irgendein anderer Mensch. Vielleicht sind wir uns in einem früheren Leben schon einmal nahegestanden.“ Ihre Stimme klang fragend und träumerisch.

„Glaubst du so etwas?“ unterbrach Albert mit rauher Stimme.

„Warum soll ich nicht an das glauben, was ich empfinde?“ fragte Claudia erstaunt zurück.

„Es ist doch Aberglaube!“ sagte Regine schüchtern. Claudia lächelte geheimnisvoll schweigend.

„Bist du mit ihm noch in Verbindung?“ fragte Peter heftig und zerdrückte seine Zigarette.

„Nein, der Krieg trennte uns, er war Eisfässer.“

„Und du hast nie mehr von ihm gehört?“

„Nie mehr.“ Claudias Lächeln erlosch, und sie senkte die Augen.

Die zwei Jünglinge atmeten auf. „Na — —“ sagte Ullmann und verschluckte den Rest. Eifrig puzte er den Zwickel, eine schwarze Haarsträhne fiel ihm ins Gesicht. Peter zündete sich eine neue Zigarette an. Die Nachtigall sang... Und wollte fast sterben, so stark war die Sehnsucht, die ihr kleines Herz bedrängte.

Es war wieder März geworden. Dieses dritte Jahr war für Claudia schnell dahingegangen. Immer wieder war aus Morgen und Abend ein neuer Tag geworden und hatte Lebensreichtum in sich eingeschlossen. Sie fühlte mit Beglückung die feste Führung in ihrer Kunst und nie deren Bedrückung; denn sie war ein junges Weib, das im geheimen väterlich überlegene Leitung ersehnt und sich in ihr am strahlendsten entfaltete. Ihre Begabung

war gut und ihr Fleiß sehr gut; aber sie konnte in der Kunst nur einen Teil ihres Wesens ausdrücken, der reichste, ursprünglichste, genialste war noch gebunden und harnte auf Lösung.

„Ihnen fehlt noch der „Gros“, meinte Professor Adam dauernd bei der Beurteilung einer Arbeit. „Das gibt dann ganz andere Blut und Farbe.“ Er sah dem großen, schlanken Mädchen fragend in das verschlossene Gesicht. Die glänzenden, dunkelbraunen Augen deckten wie ein Schild die Seele, statt sie zu offenbaren; das feine, gerade Näschen kraufte sich in Abwehr, und in die glatte, breite Stirne stieg ein leises Rot. Sie antwortete nicht.

„Na“, sagte der Professor scherzend, „was nicht ist, das kann noch werden. Auswahl scheinen Sie ja zu haben.“

Um Claudias Lippen zuckte ein Lächeln. „Gehören denn solche Beobachtungen auch in Ihr pädagogisches Fach und zur Korrektur?“ Sie sah ihm unerwartet in die Augen. Eine kurze Sekunde sah er ihre Seele offen, dann senkte sie die langen Wimpern und meinte leise: „Eines jeden Menschen Schicksal ist bestimmt; meine Stunde ist noch nicht gekommen.“

„Möge sie Ihnen Vollendung bringen“, sagte der Lehrer mit einer kleinen väterlichen Kühlung, die von Rauheit überdeckt wurde.

„Danke“, erwiderte das Mädchen, nahm ihr Reißbrett und trat an ihren Platz zurück.

Das war am letzten Schultag vor den Osterferien gewesen. Als sie mit dem langen Peter die Freitreppe der Akademie hinabschritt, sauste ihnen ein schneidender Märzwind entgegen, der vereinzelte Flocken mit sich führte.

„Jetzt wird man dich vier Wochen nicht sehen“, meinte Peter elegisch.

„Nein, außer wenn du mich besuchen willst.“

„Kann man denn das?“ fragte Peter mit kläglichem Stimm, in der aber schon eine leise Hoffnung flackerte.

„O ja, unser Pfarrhaus ist gastfrei, und jetzt wird es Frühling.“

„Die Einladung klingt nicht gerade glühend“, meinte Peter gedehnt. „Würdest du dich denn freuen?“

„O ja, wenn du deine angriffslustige Politik zu Hause läßt und auch sonst ein lieber, vernünftiger Kerl sein willst — —“

„Ich weiß schon — — Dieses Liebes bin ich überdrüssig.“

„Meinst du, ich nicht?“ Sie sah ihn mutwillig an. „Aber wir können zusammen im Wald stizzieren gehen, und Mutter kocht sehr anständig, auch deine geliebten Mehlspeisen; und ein Bett, das lang genug für dich ist, findest du auch.“

„Alles sehr verführerisch. Muß ich immer in die Kirche gehen?“

„Das ist kein Müßen, sondern ein Dürfen“, sagte Claudia stolz.

„Ja, das mag wohl wahr sein.“ Seine Stimme klang nicht ganz überzeugt.

Claudia warf den Kopf zurück. „Aber es zwingt dich ja kein Mensch zu kommen, und ich will dich nicht überreden.“

„Ich weiß — — Der lange Junge blickte unentschlossen drein und wünschte im geheimen doch überredet zu werden. Claudia tat ihm den Gefallen nicht und begann von etwas anderem zu sprechen.

Als sie um eine Straßenecke kamen, stürzte sich der kalte Wind aufs neue über die eiligen Fußgänger. Hier wurde ihr Gang gehemmt, sie konnten die breite Straße nicht überqueren, denn ein langer Menschenzug füllte die Fahrbahn.

Erschrocken sah Claudia auf die bleichen, frierenden Gestalten, die vorüberzogen. Frauen trugen kleine Kinder, größere hingen an ihren Rücken. Die Männer gingen mit beschwerten Schritten und mit verbissenem Ernst. In den braunen Gesichtern leimten Bartstoppeln.

„Die Armen!“ sagte Claudia bewegt.

„Ja, da hast du recht, es sind wirklich die Ärmsten der Armen.“

Ihr Auge folgte den müde dahinschwankenden Müttern. „Schrecklich“, flüsterte sie vor sich hin und meinte die hohlwangigen Frauen.

Der Gesang kam näher, brach ab. Da faßte Claudia erschrocken nach Peters Hand: „Dort geht Hein!“

Ja, dort ging der junge Fanatiker in seinem verschabten Sportanzug, trug ein Plakat, auf dem kunstvoll gemalt ein einziges Wort stand:

Gerechtigkeit!

Der blonde Junge war bleich von der Kälte, er blickte in strenger Entschlossenheit geradeaus. Nun spürte er die Nähe der

beiden Freunde, wendete ihnen die Augen zu, in denen blaue Flammen loderten, hob die Hand zum Gruß. Peter erwiderte unwillkürlich und senkte dann erschrocken den Arm. Claudia ließ Peter los, sie weinte aus Mitleid und Hilfslosigkeit und trocknete verstohlen ihre Augen. Immer neue Scharen zogen vorüber im Gleichakt ihrer nutzlosen Schritte! Die Straße krümmte sich unter der Last der grauen Menschen, die glatte Asphaltdecke wollte schmelzen von dem Feuer, das verborgen schwelte und mit seinem Ausbrechen Verderben speien würde. Wenn nicht noch Rettung kam — Rettung für alle! Peter straffte sich in den Schultern, und seine Augen leuchteten gläubig.

Hein war ihren Blicken entchwunden, nur das weiße Plakat schwankte noch in der Ferne über dem dunklen Zug.

„Das ist schrecklich!“ wiederholte Claudia aufs neue; sie war wie festgemurzt auf dem kalten Asphalt der Straße und wäre doch gern geflohen. Ihre Jugend sträubte sich gegen Schmerz, sie war so verwirrt. Durfte sie ihrem Gefühl vertrauen? Wo war nun das Recht und wo die Schuld? Ineinanderverflocht schien beides und nicht zu lösen.

Autos stauten sich in langer Reihe. Ihre Lenker saßen und starrten wie gebannt auf den Hungermarsch. Es war ihnen nicht ganz wohl in den bequemen, eleganten Wagen.

Claudias Augen irrten von dem Zug ab und tasteten nach Hilfe. Aber bei Peter fand sie keine, der starrte mit entrücktem Blick in eine Ferne, und der kalte Wind zerrte an seinen langsträhnigen Haaren.

Claudia fühlte sich wie eine losgerissene Rosenranke, der man einen neuen Pfahl zu geben vergessen hat, und der alte war abgemorscht und gestürzt. Da spürte sie plötzlich aus den Reihen der ungeduldig wartenden Autos einen Blick, der sich wie ein glühender Pfeil in ihr Gesicht bohrte. Langsam wendete sie sich hin und sah in einem kleinen Opelwagen einen Mann sitzen, dessen wasserhelle, dunkelumbuschte Augen sie nicht losließen. Erstaunt erwiderte das Mädchen den Blick. Sie sah eine hohe, männliche Stirne, ein breites, energisches Kinn, eine kräftige, gerade Nase, und plötzlich lächelte der fremde Mann sie an und zeigte zwei tiefe Grübchen in dem gebräunten Gesicht.

Es zuckte durch Claudias Herz; sie sah nicht mehr den jungen Freund, der sich von dem Eindruck des schwarzen Menschenzuges abwendete, hörte nicht mehr den anklagenden Hungerruf. Sie sah nur, wie der Mann drüben die Autotür aufriß, sie zuknallte und mit großen, elastischen Schritten sich zu ihr hinsand.

„Claudia?“ sagte er fragend.

„Stephan“, antwortete sie wie benommen. Ihre Augen hingen ineinander.

„Endlich, endlich habe ich dich wiedergefunden“, seufzte er tief auf.

„Wie du gelacht hast, habe ich dich erkannt.“ Sie sah ihn leuchtend an. Peter stand vergessen daneben und wagte nicht, sich bemerkbar zu machen. Er setzte den Hut auf und ging langsam die Straße hinauf, neben den dahinziehenden, beladenen Massen. Mit ihnen ging Hein, und neben ihnen ging Peter und war im Herzen gegen sie. Aber Claudia vergaß über diesem Wiedersehen alles Leid der Welt, Hunger und Not, die Politik und selbst die Freunde.

„Komm mit in mein Auto, ich fahre dich nach Hause.“ Er blickte sich um. „Der Zug ist vorüber, die Straße ist frei.“

„Wo ist denn Peter?“ fragte sie erwachend.

„Peter? Ist das der Lange mit dem Kindergesicht?“

„Ja. Er ist ein Mitschüler.“

„Und Freund?“

„O ja, auch Freund.“

„Es ist höchste Zeit, daß ich dich gefunden habe“, sagte Stephan eiferfüchtig.

Sie lachte. „Hast du mich denn gesucht?“

„Gesucht? Eigentlich nicht. Ich begreife es jetzt selbst nicht. Wir Elsfässer haben durch den Krieg die Verbindung mit euch verloren.“

„Hattest du mich vergessen, Stephan?“ fragte sie leise und ging mit ihm zum Auto.

„Du warst immer lebendig in mir. Nur — du warst zugedeckt von so viel Scherem.“

Sie nickte und nahm neben ihm Platz. „Ich habe immer an dich gedacht, aber ich mochte nicht mehr schreiben, weil du nicht geantwortet hast.“

„Deine Briefe habe ich nicht erhalten. Wir wohnen nicht mehr in Straßburg. Vater hat seine Fabrik aufs Land hinaus verlegt, an die badische Grenze.“

(Fortsetzung folgt.)

Menschen hinter

Gewiss, die hat's erwischt... Und für Missetaten hinter Zuchthausmauern. Von der Karte geht also die Sache in Ordnung. In bester Ordnung massiver die Gitterstäbe sind. Der satte Spießes keine tiefgehenden, grossen Probleme. Dazu blickt für das wechselvolle, kunterbunte Leben, brauchungen abfinden, sondern die nach den Ursachen ständig, muss man so oft eine vorgefasste Meinelten Endes doch noch etwas anderes sieht als würdigen Verbrecher. Wohl muss man sich hütäten hilft man niemanden. Und besondere Verlich zu machen, nie aber zu entschuldigen. Aberziehung, Milieu, Schicksal und Unverstand ausweden Menschen hinter Zuchthausmauern bricht, besehr oft nur der Dumme hängen, die eigentlich zu fassen. Wie sagt doch Busch: «Das kommt ochieden».



Das schwere eiserne Tor hat sich hinter uns geschlossen. Wir stehen im Halbdunkel eines langen Ganges. Links und rechts reiht sich Tür an Tür, versehen mit einem massiven Schloss. Einzelzellen. Jede Tür besitzt ein Täfelchen mit Name usw. des Insassen. Neugierig gehen wir von Tür zu Tür und lesen all die Namen. Gar viele sind uns bekannt von den Prozessen her. Es ist ordentlich kühl in diesem düstern Gang. Oder scheint es uns bloss so? Wir machen den begleitenden Wärter darauf aufmerksam. Er guckt uns an und lächelt. Dann öffnet er uns schweigend Tür um Tür. Die Zellen sind leer. Die Leute an der Arbeit.



Die Leute lassen sich bei ihrem Znüni durch unser Erscheinen absolut nicht stören.

Ein Blick in die Korberei. Von jedem Sträfling wird ein gewisses Arbeitsquantum verlangt.

Zuchthausmauern

Streckt sich auf weichem Kanapee,
Schlürft mit Behagen den Kaffee —
Und ist man so aufs neu erfrischt,
Dann denkt man: Na, die hat's erwischt!
Wilhelm Busch.

Monate, für Jahre, ja Jahrzehnte büßen sie ihre Kanapee- und Kaffeetassenperspektive aus betrachtet, Ordnung, je dicker die Zuchthausmauern und je mehr Menschen mit engem Horizont lösen aber braucht es Menschen mit einem weltweiten Blick und Menschen, die sich nicht bloss mit den Wirren suchen und fragen. Und da wird so vieles vereinigung korrigieren, dass man in einem Sträflings nur den Rechtsbrecher, einen verabscheuungswürdigen, in Extreme zu verfallen. Mit Sentimentaliumständen vermögen eine Tat bloss verständlicher vergessen wir nicht, wie folgenschwer sich Erwirken können. Und bevor jemand den Stab über den Kopf hebt, bedenke man: In den Maschen des Gesetzes bleibt der moralisch Verantwortlichen bekommt man nicht davon, es ist hienieden, zu vieles viel zu viel ver-



Im Kreis: Ueber die Mittagszeit müssen alle Sträflinge, die in den Arbeitssälen arbeiten und nicht im Freien, abteilungsweise im mauerbewehrten Hofe ihren Rundmarsch antreten, der 20 Minuten dauert. Das Marschtempo ist ziemlich energisch, gesprochen darf nicht werden.

Bild oben: Man führt uns durch die Arbeitssäle. Scheinbar zufällig gucken uns die Leute aus neugierigen Augen an, fahren aber in ihrer Arbeit fort. Der eine kehrt uns den Rücken, der andere schaut zu Boden, dieser spricht mit uns, andere verziehen sich in eine Ecke.



Thorberg hat auch seine Sattlerei. Es wird sowohl für den eigenen Bedarf wie für auswärts gearbeitet.

Jeder Sträfling mit längerer Haft muss einen Beruf erlernen. Hier ein Lehrling in der Korberei.



Erstes Gebot: Gerechtigkeit

In der bleiernen Schwere der Zellenluft, wo das Surren einer Fliege zum Erlebnis wird, in der Monotonie des täglichen Einerleis, wo das Leben jeden Inhalt verliert, im ewig eintönigen Kehrum des zermürbend schleppenden Räderwerks des Alltags, wo Stunden zu Wochen werden, hier gedeiht jenes psychische Kraut, das mit Gefangenenspsychose bezeichnet wird. In der Isolation des Zuchthauslebens, wo das brückenschlagende Du ausgeschaltet, tot ist und allein das Ich lebt, entstehen innerliche Spannungen, die sich so oder anders entladen,

Im Kreis: Der Werkführer der Korberei. Ueber ein Vierteljahrhundert übt er sein keineswegs leichtes Amt aus, braucht es doch neben den beruflichen Fähigkeiten ein gehöriges Quantum Menschenkenntnis, um hier immer den Rank zu finden. Es hat unter den Sträflingen nicht alles Engelchen.



Mit grosser Liebe und Hingabe pflegt der Sträfling einige Kaktus. Er freut sich an ihrem Wachstum, und gross ist jedesmal die Freude, wenn eine Pflanze zu blühen beginnt. Im Gefangenendasein spielt eben jede Ablenkung eine grosse Rolle, und dieses unscheinbare persönliche Eigentum hat einen besondern Wert.



Am Handwebstuhl. Je nach dem zu verarbeitenden Stück ist diese Arbeit mehr oder weniger anstrengend.



Jeder kann sich seine Zelle je nach Geschmack ausstaffieren und mehr oder weniger heimelig gestalten.



Dass jeder Zellengang derart abgeschlossen werden muss, liegt in der Natur der Sache.



Blick in die Schuhmacherei. Wie in allen Abteilungen, bietet man uns auch hier bei unserem Eintritt ein freundliches «Guten Tag». Instinktiv prägt man sich die verschiedenen Gesichter ein, zieht Schlüsse und Vergleiche und stellt fest, dass überall in unseres lieben Herrgotts Krautgarten gar verschiedene Pflänzchen wachsen. Innerhalb und ausserhalb von Zuchthausmauern.

entladen müssen. Für Vorgesetzte und Wärterpersonal braucht es lange und reichliche Erfahrung, um in diese gespannte Atmosphäre immer den richtigen Ton hineinbringen zu können. Weil ja andere Möglichkeiten fehlen, entladen sich alle psychischen Gewitter der Gefangenen über ihren Köpfen. Direktion und Wärterpersonal in Thorberg erklärten uns, dass nur unbedingte Gerechtigkeit den Gefangenen gegenüber Erfolg sichere und ein erspriessliches Zusammenarbeiten verbürge.



Wagnermeister Mühlemann hat bereits 34 Dienstjahre hinter sich.

Wegen mehrmaligem schwarzem Grenzübertritt hat man den jungen Mann in Thorberg interniert. Er hat um Audienz bei der Direktion gebeten und steht nun nervös und aufgeregt vor dem Direktor. Ruhig und freundlich gibt Herr Werren auf alle Fragen Auskunft, ratet von dem gewünschten Beschwerdeweg ab und empfiehlt ein anderes, erfolgreicheres Vorgehen. Mit einem dankbaren Blick tritt der junge Mann ab, die Hoffnung macht ihn glücklich.



Karak, der König der Klippen

Von Howard Jones.

Auf einem hohen Felsen, an dessen Fuß die ewig grauen sturmgepeitschten Wasser der Nordsee brandeten, schlüpfte Karak aus dem Ei. Sisto, seine Mutter, sah ihn einen Augenblick mit ihren gleich Goldknöpfchen glänzenden Augen an, in denen sich Erstaunen, Stolz und Zärtlichkeit spiegelten, dann schob sie schnell einen Fittich schützend über ihn.

Nun kam Soosnal, der Vater, durch die Lüfte geschossen; in seinem langen Schnabel leuchtete rotes Fleisch. Mit ausgebreiteten Schwingen hielt er sich schwebend über Sisto und ließ das Fleisch geschickt vor ihren Schnabel fallen, ehe er sich unweit des Nestes niederließ und ungeduldig nach ihr blickte. Wie alle großen grau-gefiederten Möven war er nun um vieles kleiner und schwächer als im Flug.

Sisto hob vorsichtig den über Karak gebreiteten Flügel und ließ ihn ihren Erstgeborenen bewundern. Soosnals Kreischen klang wie Sauchzen, als er sich wieder in die Lüfte schwang, um neues Futter zu bringen.

Immer wieder kam er, um seine Genossin mit fetten Bissen zu bewirten; erst als sich der Abend über Klippen und Wasser senkte, blieb er im Nest.

Das Mövenpaar schmiegte sich eng aneinander, und Sisto drückte Karak besorgt an sich, als die graublauen Schatten der Nacht Regen brachten, und der Wind heulend über die Klippen segte; sie kannten diese Zeichen des immer schriller heulenden Windes, der zum Sturm wurde. Immer stärker prasselte der Regen auf die Felsen, immer wilder tobte unter ihnen das Meer, brandeten die Wogen an die Klippen.

Die ganze Nacht währte das Wüten der Naturgewalten, aber als der Morgen aufdämmerte, brachen sich die Wolken; wie Fäden eines Riesenvorhanges hingen sie am von der Sonne gelbüberstrahlten Himmel. Jetzt rührte sich Soosnal, und auch Sisto rückte etwas zur Seite, denn die Schalen der beiden anderen Eier waren geborsten, und ihre Bewohner waren in dieser unwirklichen Nacht ausgeschlüpft. Sisto berührte sie zärtlich mit dem Schnabel, aber da sie kein Lebenszeichen von sich gaben, warf sie sie aus dem Neste.

Karak, der sich der ungeteilten Liebe und Aufmerksamkeit der besorgten Eltern erfreute, gedieh prächtig. Schon nach zwei Tagen zupfte er seine Mutter ungeduldig, wenn man ihn allzu lange ohne Futter ließ. Und eines Tages, Soosnal durcheinerte beutesuchend die Lüfte, und Sisto pukte sich emsig das Gefieder, drängte es Karak, sich die Umwelt genauer anzusehen. Mit seinen unentwickelten Flügeln wild flatternd, wippte er einen kurzen Augenblick am Rande des Nestes, aber ehe Sisto noch seine Absicht vereiteln konnte, war er in der Luft; eine kleine Weile hielt er sich, dann verließ ihn die Krft, und er fiel wie ein Stein zu Boden. Sisto rief ängstlich schreiend ihren Genossen herbei, der gleich darauf über die Klippen segelte.

Die besorgten Eltern lockten den verwirrt auf sie zutauelnden Jüngling mit kleinen flatternden Sprüngen ins Nest zurück; aber schon am Nachmittag fiel der Abenteuerlustige wieder hinaus; doch diesmal hielt er sich schon länger in der Luft. Nun ging es mit seinen Flugleistungen rasch vorwärts; es währte nicht lange, und Karak konnte seine Eltern auf ihren Flügen begleiten.

Soosnal zeigte ihm die Sanddünen, auf denen sich Kaninchen tummelten und flog mit ihm die Küste entlang, wo die Lummern ihre Nester hatten. Karak freute sich seiner zunehmenden Stärke und Flugfähigkeit, die ihn befähigte, blitzschnell auf die erpähnte Beute zu stoßen.

Eines Nachmittags hatte Soosnal ein Kaninchen erhascht, als Karak, der vergeblich nach einer Beute gespährt hatte, sich neben ihm niederließ und ihn ungeduldig verdrängte. Soosnal kreischte zornig auf, und einen Augenblick schien es, als wolle er seinen unverschämten Sprößling züchtigen, aber plötzlich breitete er die Flügel und flog ab.

Als Karak seinen Heißhunger gestillt hatte, flog er zum Nest; aber sein Ruf blieb unerwidert, er fand das Nest verlassen. Augenblicklich schwang er sich suchend wieder in die Lüfte, aber ganz plötzlich sagte ihm dann sein Instinkt, daß seine Eltern ihm den Platz geräumt hatten, weil er ihnen zu stark, zu unbändig geworden war. Es war Karaks erster großer Sieg.

Monate waren ins Land gezogen, Karak kannte die Felsenküste von Norden bis Süden und fand Beute in Hülle und Fülle. Er war der geborene Jäger, dem an Mut und Tollkühnheit keiner gleich kam.

Eines Frühlingstages strich er über den Klippen, um eine Lumme zu erpähnen, da sah er unten etwas Weißes. Weite Kreise ziehend, ging er tiefer, bis er das Weiße als einen Artgenossen erkannte. Es war eine Henne, deren Flügel von ausgeflossenem Del eines Fischerdampfers benetzt und nun klebrig waren.

Ihr ängstliches Kreischen erfüllte Karaks Inneres mit nie gekannter Unrast. Nachdem er sie eine Weile ungeschlüssig umflattert hatte, flog er ab und brachte eine Lumme, die er vor ihrem Schnabel fallen ließ. Gierig machte sich die Ausgehungerte darüber her und vergaß ihre Not. Als sie aber satt war, erinnerte sie sich aufs neue ihrer hilflosen Lage, und wieder kreischte sie geängstigt. Karak ließ sich an ihrer Seite nieder und begann ihr Gefieder zu puzen.

Aber als er den bitteren, unbekanntem Geschmack des Deles spürte, hielt Karak, der Tollkühne, erschrocken inne; doch irgend etwas zwang ihn, die Furcht vor dem Galligen, in dem vielleicht der Tod lauerte, zu überwinden. Nur gelegentlich weckte er seinen Schnabel an den Lummerresten sauber. Die Henne bekam durch seine unerwartete Hilfe neuen Lebensmut und puzte eifrig mit; bald konnte sie sich auf einen Flecken trockenen Sandes schleppen.

Auf diese seltsame Weise hatte Karak Mewlac gefunden.

Nach einer Woche konnte sie ihre Flügel wieder gebrauchen, aber ihr Flug blieb noch lange schwerfällig, und sie wäre verhungert, hätte sie nicht Karak mit einer Liebe betreut, die keine Grenzen kannte; nie berührte er seine Beute, ehe Mewlac satt war.

Sie lohnte es ihm, indem sie fleißig an dem Nest für sich und ihren Gefährten baute. Bald lagen drei Eier im Nest, und eines Tages bargen Mewlacs Flügel drei kleine scheckige Nestlinge, die Karaks Herz mit Stolz erfüllten.

In stillem Ergötzen beobachtete er ihre Unbeholfenheit und ihr Wachstum; seine Geduld mit den Jungen und seine Aufmerksamkeit für die Mutter kannten keine Grenzen. Karaks Leben hatte einen neuen Abschnitt erreicht. Aber mitten hinein in dieses ungetrübe Glück kam das Unheil — in majestätischem Flug kreiste es über den Klippen, bereit, Fänge und Schnabel in die erpähnte Beute zu schlagen.

Mewlac sah den Adler und flog kreischend aus dem Nest. Auch Karak, der am Ufer weilte, hatte die Gefahr für seine Nachkommen erkannt und sich erhoben.

Wildes Zorn erfüllte ihn, als er den Fremdling am Rande seines Nestes gewahrte, sein langer Schnabel fuhr dem über-raschten Adler an die Kehle; dann schwang er sich rasch in die Lüfte, um den Räuber vom Nest zu locken.

Und der Adler erhob sich, um den Kampf aufzunehmen.

Hoch über den Klippen segelte Karak, über die Größe und den raschen Flug des unbekanntem Gegners staunend, ohne sie zu fürchten; schon flog der Adler über ihn und stieß jäh auf ihn hinab; aber Karak drehte geschickt ab und entging den schlagbereiten Fängen. Wieder steilte der Adler in die Höhe; wieder stieß er herab, und wieder fehlte er Karak, der in kühnem Schwung die Kehle des Adlers erwischte und sie blutigriß.

Doch Karak konnte den Kräften des Adlers auf die Dauer nichts Gleichwertiges entgegensetzen. Mitter und matter wurden seine Flugbewegungen; und als der Adler das viertemal zum Angriff stieß, schlugen seine Fänge in Karaks Rücken; ehe er jedoch mit dem Schnabel des Opfers Lebenskraft völlig lähmen konnte, hatte dieses die Kehle des übermächtigten Gegners erfaßt und weit aufgerissen. In rasendem Schmerz warf der Adler den Kopf zurück, dann zerschmetterte mit furchtbarer Wucht der Krummschnabel Karaks Kopf...

Ein Fischer, der mit seinen Netzen heimging, fand Karaks erstarrten Körper. Nachdenklich blieb er einen Augenblick stehen, dann hob er die selten große Möve auf, um mit ihr seine Stube zu schmücken. Dreihundert Schritte weiter fand er den großen Adler. Er sah auf ihn, dann auf Karak.

„War ein heldenhafter Kampf, alter Schwarzrückens“, nickte er, als er sich nach dem Adler bückte.

Mit leidenschaftslosen Augen, aus denen aller Haß, aller Mut

und aller Stolz erloschen ist, sehen sich die beiden im Leben so unerbittlichen Feinde von ihren Plätzen an, die ihnen der Fischer in seiner Stube zugewiesen hat.

Der Erfinder des Spiralbohrers

Von Thomas Recliff.

Wenn wir in der Kulturgeschichte zurückblättern, so finden wir immer wieder Menschen, deren Arbeit ganze Zeitepochen in ihrer Entwicklung entscheidend beeinflusst hat. Sind diese Menschen Politiker gewesen, so sprachen die Zeitungen aller Staaten Tag für Tag von ihnen, es gab keine Ehre, die ihnen nicht zuteil wurde und ihr Glanz begann alles zu verdunkeln, was in ihren Bannkreis geriet. Waren diese Menschen dagegen Künstler oder auch Dichter, so erkannte ihre eigene Zeit sehr selten ihren wirklichen Wert, und der Nachruhm einer dankbaren späteren Generation konnte nicht mehr das Unrecht gut machen, das die eigene Zeit an ihnen begangen hatte. Was für ein trauriger Trost muß es doch sein, daß einmal, wenn der Schöpfer unvergänglicher Werke schon lange vermodert ist, Menschen leben werden, die verstehen, was er zu Lebzeiten gewollt und angestrebt hat. Aber noch trauriger gestaltet sich sehr oft das Leben der Erfinder. Von ihrer Zeit unverstanden, nicht selten verspottet und verlacht, gehen sie durch das Leben, enden nur zu oft in bitterster Armut, während sie kommende Geschlechter selbst noch um den mit ihrem Leben bezahlten Nachruhm betrügen, von ihrem Geiste leben und zehren, Vermögen aufbauen mit dem, was sie erdacht und erdacht haben, ohne auch nur ein einziges Mal nach dem Menschen zu fragen, der dafür gehungert, endlose Nächte durchwacht hat, den jetzt lange schon irgendwo die Würmer gefressen haben.

Das Rad der Zeit dreht sich, rastlos, erbarmungslos. Die Welt hat keine Zeit, sich unnütze Gedanken zu machen; denn Zeit ist Geld! Mit der Dankbarkeit mögen sich sentimentale Narren herum-schlagen, Narren wie die, die ihre Zeit und ihr Leben im Dienste der Menschheit verschwendet haben: die Reformen, die Künstler und Dichter, die Erfinder.

Aber wenn man so in die Welt schaut, dann fragt man sich doch manches Mal, ob nicht gerade diese „Narren“ trotz Hohn und Spott, trotz dem Undant der Mitwelt, ein schöneres Leben lebten als alle die Parasiten, die nur zu nutzen und zu profitieren verstehen. War nicht das Arbeiten an sich schon Glück und Dank? Und wahrhaftig, keiner von allen denen, die der echte Geist besetzte, hatte Zeit, nach dem Glück zu suchen und zu fragen, er hatte keine Zeit, ein Leben zu vergeuden, sondern Diener und Werkzeug des Schicksals selbst wurde er von diesem gehezt und gejagt, bis seine Aufgabe erfüllt war. Dann allerdings war das Ende oft bitter, doppelt bitter, wenn er sehen mußte, daß gerade diejenigen, die ihm am meisten zu danken hatten, am wenigsten daran dachten, die fälligen Wechsel einzulösen. Dieses bittere Ende mußte auch Martignoni, der Erfinder des Spiralbohrers, auskosten bis zur letzten Reize.

Gio v a n n i M a r t i g n o n i war Schweizer. Er stammte aus Lugano, arbeitete als Mechaniker in Mailand, in verschiedenen Orten der Schweiz, kam in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre nach Viestal, wo er in der Seidenfabrik Pölzer als Reparatur-tätig war. Und hier in Viestal griff das Schicksal zum erstenmal entscheidend in sein Leben ein.

Die Preise für Werkzeugstahl, der in jener Zeit fast ausschließlich aus England bezogen werden mußte, waren so hoch, daß man nicht daran denken konnte, ganze Werkzeuge, wie das heute geschieht, aus Stahl herzustellen, sondern sich damit half, daß man eine Schneide aus Stahl an das Eisen schweißte. Aber auch die Schweißverfahren jener Tage ließen zu wünschen übrig.

Da kam ein englischer Reisender mit einem chemischen Schweißmittel. Auch Martignoni lernte es kennen, und da es nicht immer in genügenden Mengen zu erhalten war, ließ er sich eine chemische Analyse machen, dann das Mittel herstellen und begann damit zu reifen. Auf diesen Reisen, die ihn von einer mechanischen Werkstätte in die andere führten, lernte er manches kennen, was ihm später wieder zu statten kam.

So kam er eines Tages auch zu Reifhauer nach Zürich, der dort eine mechanische Werkstätte hatte. Bei ihm lernte er den ersten exzentrischen Gewindebohrer kennen, den Reifhauer auf einer Drehbank herstellte, die er aus England, vom Erfinder des exzentrischen Bohrers, bezogen hatte.

Als später der Stahl billiger wurde, da jetzt auch Krupp mit Gußstahl auf dem Marke erschien, und sein Härteverfahren nicht mehr die Zugkraft hatte wie früher, beschäftigte sich Martignoni damit, den exzentrischen Bohrer ohne Drehbank herzustellen. Das gelang ihm auch mit Hilfe einer von ihm konstruierten Kluppe und zwei Schneidbacken. Als dann in England durch Befehl des Whitworth-System eingeführt wurde, das Deutschland und Amerika freiwillig anerkannten, hatte Martignoni mit seinen Kluppen eine verhältnismäßig gute Zeit, erwies er doch mit seiner Erfindung der Industrie einen guten Dienst.

Später ließ er sich in Düsseldorf nieder, wo er eine Werkstätte einrichtete, um neue Ideen praktisch zu erproben. Und hier entschied sich sein Schicksal.

Eines Tages erhielt er den Auftrag, in eine Scheibe drei Löcher zu bohren, die genau übereinstimmen mußten, so daß die eingepaßte Spindel nicht wackelte. Diese Genauigkeit war aber mit den damals verwendeten Bohrern nicht zu erreichen. Da kam ihm in den Sinn, daß er eines Tages bei einem Mechaniker in Basel Bohrer gesehen hatte, die an den Längsseiten mit geraden Nuten versehen waren, um ein leichteres Entfernen der Spähne zu ermöglichen, und beschloß, sich solche Bohrer herzustellen. Er drehte sie aus Stahl, doch beim Einfeilen der Nuten glitt ihm die Feile immer ab. Deshalb versuchte er jetzt die Nuten spiralförmig einzufeilen, was ihm auch gelang. So ist der heutige Spiralbohrer entstanden. Die mit diesem Bohrer hergestellten Löcher paßten ganz genau und überraschten Martignoni selbst.

Jetzt stellte er eine ganze Reihe von solchen Bohrern her und ging damit wieder auf die Reise. Doch sehr rasch beklagten sich verschiedene Firmen über das neue Werkzeug, das sie nicht schleifen konnten. Die meisten haben die Bohrer dann auch fortgeworfen. Erst die später eingeführten Schmirgelscheiben verhalfen dem Spiralbohrer zum Siege. Damals schrieb man das Jahr 1864.

Martignoni selbst gab jede Hoffnung, die er auf seine Erfindung gesetzt hatte auf, und erst im Jahre 1867 wurde er durch einen Mechaniker wieder daran erinnert. Dieser hatte die Weltausstellung zu Paris besucht und sich dort Spiralbohrer, die als amerikanische Erfindung feilgeboten wurden, gekauft. Als Martignoni jetzt sagte, daß das seine Erfindung sei, da bestätigte ihm der Mechaniker, daß auf der Ausstellung anwesende deutsche Ingenieure sofort diesen Einwand erhoben hätten. Indessen sollte er auch nach Einführung der Schmirgelscheibe, zu einer Zeit also, da sein Bohrer schon überall verwendet wurde, keinen Nutzen von seiner Erfindung haben und sah sich — als er achtzigjährig in den Adlerwerken in Frankfurt a. M. als Mechaniker arbeitete — ein Bittschreiben um Unterstützung an die Industrie zu richten, um nicht zu verhungern, wenn sein ohnedies schwaches Augenlicht noch mehr nachließ.

Wenn man sich vorstellt, was der Spiralbohrer bedeutet, wenn man sich erst darüber klar wird, daß die ganze technische Entwicklung niemals ohne seine Hilfe in diesem Tempo hätte vorwärts getrieben werden können, so empfindet man die ganze Bitterkeit, die diesen einfachen Mann erfaßt haben muß, als er zufah, wie sich andere mit Hilfe seiner Arbeit bereicherten und ihn zum Bettler werden ließen. Immer wieder wird man an Klopstocks Verse aus dem „Eislauf“ erinnert:

Vergraben ist in ewige Nacht

Der Erfinder großer Namen zu oft!

Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir;

Doch belohnt Ehre sie auch? —

Und wahrhaftig, heute schon gehört Martignoni zu denen, die die „dankbare“ Nachwelt vergessen hat, nachdem die Mitwelt ihn schon betteln ließ.

Erst wenn man anfängt, offen zu reden, spürt man, wieviel man verschweigt.

*

Tue nicht, als wärest du zu gut für deine Arbeit!

Für unsere Kinder

Lenis Ziegen

Von Cécile Roth.

I.

Leni wohnt auf dem Lande, in einem alten Bauernhaus mit breitem, beinahe bis auf den Boden reichenden Dach. Um das Haus herum blüht der Garten, ein richtiger Bauerngarten mit bunten Blumen drin, mit Rosen und Bergfarnweinnicht, mit Balsaminen und Tulpen, mit Kaiserkronen und duftenden weißen Lilien. Auch viel Grünes ist in Lenis Garten. Viel Gemüse, Spinat und Kraut, Gurken und Tomaten, Salat und Lattiche und viel anderes mehr. Aber was Leni am meisten interessiert, das ist nicht der Garten, nicht der Obstgarten, der doch auch so wunderschöne Kirschbäume, Apfel- und Birnbäume hat und solch weiches grünes Gras. Aber Leni hat eine große Vorliebe für den Stall, und ganz speziell für den Geißenstall. Sie liebt die Geißen so innig und hat sich schon so lange darnach gesehnt. Nun hat sie endlich vom Vater die Erlaubnis erhalten, zwei Geißen zu besorgen. Leni ist selber mit dem Vater hingegangen, um die Tierlein einzukaufen. Der Weg war recht weit und mühsam, denn die weißen Saanengeißen wohnten auf der Alp, weit weg. Aber nun sind sie an einem schönen Frühlingstage heimgekommen und haben zwei allerliebste weiße Geißen mit schlanken Hörnern. Aber mager waren sie und recht schmutzig, als sie in den grünen Garten ihren Einzug hielten. Denn der Regen hatte Leni und ihren Vater überrascht und der Weg bis nach Hause war sehr naß und dreckig gewesen. Die Geißen machten „mäh, mäh, mäh“ und schienen nicht sehr entzückt. „Es war doch auf der Alp viel, viel schöner!“ sagte Schneeweißchen zum Breneli, so hießen nämlich Lenis Geißen. „Biel, viel schöner!“ jammerte Breni und machte wieder kläglich: „Mäh, mäh, mäh!“ „Und da werden wir gar nicht mehr so frei sein und weit laufen und fragein können“, meinte Schneeweißchen. „Ich weiß nicht, wie das herauskommt, ich glaube, ich geh' wieder heim, kommst du mit, Breni?“ „Mäh, mäh, mäh!“ Sogleich war Breni einverstanden und sie begannen an der Leine zu zeren und versuchten mit aller Kraft sich loszureißen. Aber Vater und Leni hielten sie fest und sie kamen nicht los und mußten in den Stall, denn just waren sie angekommen.

Der Stall war klein aber sauber und freundlich und das Stroh glänzte wie Gold und roch gut. Schneeweißchen schnüffelte überall herum, stampfte mit den feinen Füßchen auf dem Stroh und tanzte im Ställchen auf und ab. Breneli war als junge Geiß auch recht gwunderig und daher paßte es ihr auch gut, wieder einmal an fremdem Orte zu sein. Ueberdies hatte sie den Grasplatz vor dem Hause erblickt und der grüne Garten gefiel ihr auch nicht schlecht. Darin war ja zarter Salat und allerlei saftige Früchte reiften im Obstgarten nebenan. Denn Geißen lieben Früchte sehr, besonders Pflaumen und Kirschen. Sie sind nicht nur gwunderig, sie sind auch unglaublich nashhaft. Leni versorgte ihre beiden Ziegen aufs beste, reichte ihnen Salz und saftige Kräuter. Dann mußte Schneeweißchen gemolken werden. Das war eine klitzliche Sache, denn das Melken will verstanden sein, ansonst die gut schäumende Milch anstatt in den Kessel auf das Stroh verspritzt. Die Geißen sind gar launische Dinger und schlagen gern aus. Leni aber war geschickt und hatte schon oft zusehen, wie man das macht. Es gelang ihr sehr gut und bald war das Kesseli bis an den Rand gefüllt. Und wist ihr, wieviel Milch so ein Schneeweißchen tagtäglich schenkt? Bier volle Liter sahnige, herrliche Milch. Und diese Milch ist so rein und köstlich, daß man sie gerne tranken Menschen gibt; besonders für die Kinder ist diese Milch gut, weil sie keine Krankheitskeime enthält. Das wußte Leni eben auch, und sie gedachte, diese Milch teuer zu verkaufen. Es war unterdessen Abend geworden und Leni und der Vater hatten die Stalltüre abgeschlossen und waren zur Mutter in die Stube gegangen, um von ihrer Reise Bericht zu erstatten. „Leni“, sagte die Mutter, „von heute an mußt du deine Ziegen ganz alleine besorgen, verstehst du?“ Leni war mit Freude einverstanden und legte sich hochbeglückt schlafen. Vor Glück konnte sie sogar lange nicht einschlafen, und da kam ja noch der gelbe Mond und guckte lachend ins Kämmerlein. Leni war eben im Begriffe, die Augen

zu schließen und einzuschlafen, als sie ein leises Geräusch zu vernehmen glaubte. Wie wenn eine Türe girrend geht, und zwar, wie wenn die Stalltüre geht. Aber, dachte Leni, es ist ja gar nicht möglich, die Türe war geschlossen, die Geißen sind wohl versorgt, ich träume wohl. Und wieder schloß Leni die Augen. Aber nur für einen Augenblick, denn da hörte sie ganz deutlich: Mäh, mäh, mäh! Es war kein klägliches Mäh, mäh, mäh. Es war ein übermütiges Rufen, ein freudiges Lachen, ein Geißelachen; das Lachen stammte vom Schneeweißchen. Es war sogar ein höhnisches Lachen, ein hämisches Gemecker. „Ho, ho!“ sagte das Gemecker, „wenn die sich etwa einbilden, ich bleibe im dunklen Stall, nachdem ich die Alp kenne! Ho, ho, ich geh' weg, ich lauf wieder auf die Weide, komm mit, Breneli, komm mit! Gmäh, gmäh, gmäh!“ Breneli schien auch draußen zu sein, denn ein feines Stimmchen antwortete mit freudigem gmäh, gmäh, gmäh...

Schnell sprang Leni aus ihrem Bette und lief ans Fensterlein. Und was sie da sah, war einfach zum Lachen. Das Schneeweißchen machte wahre Akrobaten Sprünge im Obstgarten, lief nach links und nach rechts, guckte zum silbernen Mond und zeigte die Zähne. Der Bart wackelte vor Vergnügen und das Tier schien vollkommen aus dem Häuschen zu sein. Breni lief dem Schneeweißchen nach, denn Breneli war noch so jung und schaute mit Bewunderung zu ihrer älteren Schwester auf. Im Nu war Leni draußen. Sie weckte ihren Vater und beide mußten nun um die Wette springen, um die beiden tollgewordenen Geißen wieder in den dunklen Stall zu bringen. Aber endlich war es auch geschaffen und Schneeweißchen stand zitternd vor Empörung an ihrem Platz und äugte zum Breneli und zeigte spöttisch die Zähne. Leni streichelte sie und suchte sie zu beruhigen. Es gelang ihr endlich, und wieder verließen sie den Stall und suchten die wohlverdiente Nachtruhe.

Am andern Morgen nahm Leni ihre beiden Geißen heraus und führte sie auf den grünen Platz, wo die Sonne so schön schien und wo die Bäume, wenn es zu heiß wurde, so wundervoll Schatten spendeten. (Schluss folgt.)

Rätsel

In einem Haus, mir nebenan,
Bewegt sich stets ein kleiner Mann,
Der aber furchtbar schreien kann.
Er zeigt sich wie ein Herr von Stande,
In einem bunten Prachtgewande,
Trägt einen purpurroten Hut.
Und wandelt doch im Schnee, im Sande
Stets unbestiefelt, unbeschuh't.

(Der Hahn.)

Welchem Vogel fehlen die Flügel, die Krallen, die Federn und der Schnabel?

(Dem Spassvogel.)

Wo werden die meisten Nachtmühen getragen?

(Auf dem Kopf.)

Welcher Abend fängt schon am Morgen an?

(Der Sonnabend.)



Die Präsidentin des Frauenbundes zur Bekämpfung der Modetorheiten.

Forschungen und Wissenschaft

Tiere gegen Technik

Im allgemeinen haben sich die Tiere sehr gut an die modernen Verkehrsmittel gewöhnt, so dass weder Wild noch Tier von der Eisenbahn oder vom Auto überfahren wird, vorausgesetzt, dass die Tiere nicht durch Scheinwerferlicht geblendet werden. Man kann sogar beobachten, dass sich die Tierwelt allmählich an die immer schnelleren Fahrzeuge gewöhnt und es lernt, die Geschwindigkeit abzuschätzen, mit der z. B. ein Auto sich nähert. Aber es gibt immer noch einige, die es nicht «begreifen» wollen, dass ihre ihnen von der Natur mitgegebenen Waffen im Kampfe gegen die Technik versagen sollen. So kommt es gelegentlich auch heute noch vor, dass ein alter Elchbulle sich durch nichts von den Schienen vertreiben lässt, wenn sich eine Lokomotive nähert. In Litauen zumal, wo auf ein wenig befahrenen Strecken elchreiche Reviere gekreuzt werden, versuchen manche dieser wehrhaften Tiere, durch ihre Körperkraft die heransnahnende Lokomotive einzuschüchtern, um sie womöglich gar mit den Schaufeln niederzuforkeln! Wenn der Fahrer nicht Rücksicht nimmt und bremst, um den wütenden Elch von dem Geleise zu vertreiben, so müsste der Urwaldrecke seinen Eigensinn wohl teuer bezahlen. — Weniger Rücksicht als auf den Elch kann man aber auf Stinktiere nehmen, zumal wenn es sich um die peilschnellen Züge handelt, die die amerikanischen Prärien durchrasen. Der Reisende gewahrt dort häufig — selbst durch die verschlossenen Fenster — den durchdringenden Gestank dieser Skunks, die sich an der Bahnstrecke aufhielten und dem sich nahenden Zug mit ihren Stinkdrüsen die nötige Ehrerbietung erwiesen. So sehr verlassen sich die Stinktiere auf ihren Abwehrgeruch, dass sie es auch auf Autostrassen auf einen «Kampf» ankommen lassen, der dann freilich meist zugunsten der Technik entschieden wird. So kommt es auch, dass auf amerikanischen Strecken unverhältnismässig viel überfahrene Stinktiere aufgefunden werden können. Arme Toren, die sich zu sehr auf ihre Natur verlassen haben und es versäumten, sich rechtzeitig eine «moderne» Schutzmassnahme ausdenken!

Zucker und Zähne

Immer wieder taucht die Frage auf, ob zu reichlicher Zuckergenuss dem Gebiss der Kinder schädlich ist. Je nach dem Stande der Wissenschaft lautete die Antwort darauf verschieden. Vor einigen Jahren fürchtete man am meisten die schädlichen Einwirkungen, die der Zucker örtlich verursacht. Durch Gärungsvorgänge in der Mundhöhle bilden sich Stoffe, welche die Zahnfäule begünstigen. Man sagte sich nun ganz richtig, dass mit der fortschreitenden gründlichen Zahnpflege diese örtliche Wirkung sich fast ausschalten liesse, und wurde etwas unbesorgt mit dem Mass, in dem man den Kindern Süßigkeiten gab.

Wenn auch die örtliche Wirkung klein gehalten werden kann, so übersah man eine andere Beziehung des Zuckers zu den Zähnen. Zucker ist ein Gegenspieler des Kalziums, der für den Aufbau von Geweben, Knochen und Zähnen so wichtig ist. Uebertriebener Zuckergenuss bewirkt eine Entkalkung der Zähne und macht sie auf diese Weise anfällig für allerlei Schaden. So hat

sich die alte Mahnung, Kinder mit Süßigkeiten nur sparsam zu füttern, bewährt, wenn auch aus anderen Gründen, als man damals zu ihrer Rechtfertigung annahm. Die Beeinträchtigung der Zähne durch den Zucker, die auf dem Umwege über den Kalkstoffwechsel erfolgt, ist viel tiefergreifend und zudem sehr schleichend, so dass man sie mehr fürchten muss als die verhältnismässig rasch fassbaren örtlichen Schäden. Oft tritt erst nach Jahren zutage, was der Zucker dem Gebiss und auch den Knochen für Dauerschäden zugefügt hat. Häufig ist es dann mit den Versuchen, durch geeignete Kalkmittel und Vitamine, welche die Kalkanreicherung im Körper beschleunigen, die Schädigung wieder auszugleichen, zu spät. Deshalb sollen vorsorgliche Eltern darauf sehen, dass die Kinder zuckerreiche Süßigkeiten nur selten erhalten. Ein Apfel, eine Apfelsine, jedes Obst ist ein gesunder Leckerbissen und jedem Naschwerk bei weitem vorzuziehen.

Silber wird veredelt

Indem man es mit einem ganz dünnen Ueberzug von Rhodium versieht, Rhodium, eines der sog. schweren Platinmetalle, ist gegen Schwefelwasserstoff, der Silber augenblicklich schwärzt, und gegen andere Einflüsse der Luft völlig widerstandsfähig. Zu Oberflächenveredlung des Silbers eignet es sich auch deshalb besonders gut, weil es von allen Platinmetallen das höchste Lichtrückstrahlungsvermögen besitzt; ja, man «rhodiniert» aus diesem Grunde sogar Platinschmuck. Mit einem Gramm Rhodium kann man etwa 1 Quadratmeter eines andern Metalls dauerhaft rhodinieren. Durch diese Ausgiebigkeit wird der hohe Preis des Edelmetalls wieder ausgeglichen, der bis vor kurzem noch 35 Fr., aber auch jetzt noch 8 Fr. je Gramm beträgt. Ausgangsmaterial sind neuerdings Nickelzerze aus Kanada.

Spargel-Schädlinge

Wer Spargel zieht und versäumt hat, schon im Herbst, spätestens aber im März, die Stümpfe des Spargelkrautes kleinfingertief über dem Boden abzuschneiden, in einen Sack zu sammeln und den Sackinhalt zu verbrennen, wird Anfang Juni, wenn die Spargel schiessen, meist einen recht unliebsamen Massenbefall von Spargelkäfern mit ihren Larven an dem jungen Spargelkraut feststellen. Sie fressen gemeinsam Stengel und Zweige kahl, so dass sie gelb werden. Diese Spargelstümpfe bilden die bevorzugten Winterverstecke dieser Schädlinge, die Ende April meist gleich in zwei Arten vergesellschaftet sich an den jungen Trieben einstellen und sie von aussen benagen: das eigentliche Spargelhähnchen (*Crioceris asparagi*) mit roten, weissgefleckten Flügeldecken und der Zwölfpunktspargelkäfer (*C. duodecimpunctata*) mit rotgelben, schwarzgefleckten Flügeldecken. Die Eiablage dieser zierlichen, ½ Zentimeter langen Käferchen beginnt im Mai und dauert den ganzen Sommer hindurch, da im Laufe des Jahres mindestens 2 Bruten aufeinander folgen. Die Käfer der 1. Generation leben von Ende April bis in den Oktober hinein, die der 2. Brut erscheinen bereits schon im Juni, so dass man zu dieser Zeit sehr oft neben den stiftchenförmigen braungrünen Eiern, die vom Hähnchen aufrecht und an alle Pflanzenteile, vom «Zwölfpunkt» der Länge

nach und besonders an blüten- und fruchte-tragende Zweige abgelegt werden, gleichzeitig auch noch die Spargelkäfer und ihre raupenähnlichen, schmutzigrünen, wulstigen und schwarzköpfigen Larven antrifft. Ihre Verpuppung erfolgt flach unter der Erde. Die Larven des «Zwölfpunkt» sind besonders dem Samenbau gefährlich, da sie im Spätsommer auch die Früchte, die Spargelbeeren, anfressen, so dass sich diese vorzeitig röten und abfallen. Die aus der 2. Brut hervorgehenden beiden Spargelkäferarten überwintern.

Am zweckmässigsten ist das möglichst frühzeitig zu beginnende Abklopfen und Sammeln der Käfer in einen untergehaltenen breiten Trichter, der in einer halb mit Petroleum gefüllten Flasche steckt. Auch das kräftige Anfassen und Durchdiehandziehen des Spargelkrautes ist empfehlenswert, weil die Eier und die jungen Larven auf diese Weise zerquetscht werden. Bei stärkerem und Massenauftreten reicht dieses einfache Verfahren natürlich nicht aus. Das Spargelkraut muss dann gründlich und wiederholt mit Nikotinseifenbrühe, Quassaseifenbrühe oder Flo-raevit bespritzt oder mit Aetzkalk, Tabakstaub oder Parasitol-Erdflöhpulver bestäubt werden. Arsenhaltige Spritzmittel sind möglichst zu vermeiden. Im Herbst ist dann das Spargelkraut rechtzeitig tief abzumähen und restlos zu verbrennen.

Zur Ehrenrettung des Eichelhähers

Nach eingehenden Beobachtungen und Untersuchungen, die sich über vier Jahre erstreckten, ist der Forscher P. Petkoff zu dem Ergebnis gelangt, dass der Eichelhäher den schlechten Ruf, in dem er steht, keineswegs verdient. Seine Nahrung besteht im Frühjahr fast ausschliesslich aus Insekten. Auch im Sommer behält er diese Nahrungsweise bei und vertilgt daher im Laufe der langen Monate tatsächlich wahre Massen von schädlichen Kerbtieren und Insektenlarven. Selbst im Herbst frisst er noch Insekten, soviel er nur erwischen kann, geht dann aber auch zu pflanzlicher Nahrung über, indem er von nun an hauptsächlich Eicheln verzehrt, was er auch den Winter hindurch fortsetzt. Spuren von Vögeln und Vogeleiern enthielt der Mageninhalt des Eichelhähers verhältnismässig selten. Jedenfalls ist der Schaden im Vergleich zu den Massen schädlicher Insekten, die der Vogel fast das ganze Jahr hindurch vernichtet, so gering, dass er nicht als schädlich betrachtet werden sollte. Freilich wird es hierbei örtliche Unterschiede geben; auch wird es eine wesentliche Rolle spielen, in welcher Zahl der Eichelhäher in einer bestimmten Gegend vertreten ist.

Zwei neue Kometen

Am 28. Januar wurde in Japan der erste Komet des Jahres 1937 entdeckt. Nach den bisher vorliegenden Rechnungen handelt es sich um den Kometen, der 1909 sichtbar wurde und der den Namen «Daniel» trägt.

Während es sich bei Daniel sicher um einen alten Bekannten handelt, ist der ebenfalls erst kürzlich, nämlich am 7. Februar durch Whipple entdeckte Komet im Sternbild der Jagdhunde ein Neuling. Der Komet wird besonders im Juni zu beobachten sein, wenn er sich auch nur fernrohrbewaffneten Sternenfreunden zeigen wird.

Für Straße und Haus



21065

21066

21067

21068

21069

21065. Hochgeschlossener Mantel. Gerda-Schnittmuster für 8—10 und 10—12 Jahre. Material für 8—10jährige Mädchen etwa 1,70 m Stoff, 130 cm breit. Der Mantel aus leichtem Wollstoff hat einreihigen Knopfschluß. Vorder- und Rückenteil sind an eine Paffe gefügt, welche vorn Patten mitaufnimmt. Diese sind wie der Kragen abgesteppt. Die Ärmel sind geteilt. Ein Ledergürtel hält den Mantel in der Taille zusammen.

21066. Passenmantel für Mädchen. Gerda-Schnittmuster für 2—4 und 4—6 Jahre erhältlich. Material für 2—4jährige Mädchen etwa 1,50 m Taft, 84 cm breit. Für den Sommer ist ein kariertes Taftmäntelchen für kleine Mädchen sehr hübsch. Seitenteile und Rücken sind gekraust. Sie werden der Paffe untergefeßt. Ein weißes Krägelchen schließt den Halsrand ab. Blenden sind den Ärmeln aufgekнопft.

21067. Blumenanzug für Knaben. Gerda-Schnittmuster für 4—6 und 6—8 Jahre erhältlich. Material für 4—6jährige Knaben etwa 1,75 m Stoff, 80 cm breit. Dieser sommerliche Anzug kann aus Leinen, auch aus anderen leichten Stoffen gearbeitet werden. Die Bluse hat vorn viereckigen Ausschnitt. Sie ist wie der Kragen und die kurzen Ärmel mit Biesen verziert. Das Beinkleid ist oben in einen Bund gefaßt. Es wird der Bluse aufgekнопft.

21068. Gepunktetes Seidenkleid. Gerda-Schnittmuster für 2—4 und 4—6 Jahre erhältlich. Material für 4—6jährige Mädchen etwa 1,75 m Seide, 80 cm breit. Die gekrausten Hängerteile sind an

eine runde Paffe gefügt. Diese wird auf der linken Achsel geschlossen. Die Puffärmel schließen mit einer gekrausten Rüsche ab. Der Rocksaum ist halbkreisförmig mit Rüschen besetzt.

21069. Spielkleidchen und Schlüpfer. Gerda-Schnittmuster für 2—4 und 4—6 Jahre erhältlich. Material für 2—4jährige Mädchen etwa 2 m Stoff, 80 cm breit. Musselin oder Indanthrenstoff läßt sich hierzu verarbeiten. Die im Rücken schließende Paffe ist den Hängerteilen aufgesteppt. Dem Borderteil ist ein gesmottter Teil zwischengefeßt. Die Puffärmel sind in Bündchen gefaßt. Die Schlüpfer erhalten am oberen Rand Zugsaum. Die Beinlingsränder kraust man ein und faßt sie ebenfalls in Bündchen.

Unsere Mode

Zu Arn. 21066, 21069 sind Gratis-Schnittmusterbogen bei uns erhältlich. Zu den obigen Vorlagen können die fertig zugeschnittenen Muster geliefert werden gegen Voreinsendung von Fr. 1.50 in Marken und Angabe der Nummern und Größen.

Vor- und Nachmittagskleider



21078

21079

21080

21081

21078. Seidenkleid mit heller Garnitur. Gerda-Schnittmuster für Größe 42—46 erhältlich. Material für Größe 44 etwa 3,50 m Seide, 96 cm breit. Die vorn etwas verkürzte Bluse hat einen spigen Ausschnitt. Sie ist mit einem Kragen, welcher mit Plissee berandet ist, garniert. Die halblangen Ärmel sind unten in Bündchen gefaßt. Sie erhalten Aufschläge, welche mit dem Kragen übereinstimmen. Der Rock ist glatt.

21079. Gestreiftes Waschseidenkleid. Gerda-Schnittmuster für Größe 42—46 erhältlich. Material für Größe 44 etwa 3,25 m Seide, 80 cm breit. Gestreifte Kleider verarbeitet man gern in verschiedener Streifenlage, um dem Modell eine modisch interessante Note zu geben. Der vorn jabotartig fallende Kragen ist aus einfarbigem gleichen Material. Falten geben dem Rock die genügende Weite.

21080. Jungendliches Kleid. Gerda-Schnittmuster für Größe 42 bis 46 erhältlich. Material für Größe 44 etwa 3,25 m Stoff, 80 cm breit. Dieses Kleid ist aus schrägtarierem Musselin. Der helle, vorn zu knöpfende Einsatz und die Revers sind aus Pique. Die kurzen Keulenärmel sind oben in Fältchen gelegt. Der unter dem Gürtel angelegte Rock ist vorn und hinten in eine Kellerfalte geordnet.

21081. Sommerkleid aus bedrucktem Stoff. Gerda-Schnittmuster für Größe 44—48 erhältlich. Material für Größe 44 etwa 3,50 m Stoff, 80 cm breit. Die Vorderbahn, welche in Falten geordnet ist, tritt mit einer Spitze auf den Blusenvorderteil. Die angeschnittenen Gürtelteile decken die Anfaßnaht von Bluse und Rock. Ein Kragen rahmt den Ausschnitttrand. Er schließt mit einer Schleife ab. Die halblangen Ärmel haben Gummizug.

Praktisches für Jedermann

Vom Nährwert des Eies. Das Ei ist eines der wichtigsten Nahrungsmittel und hat auch als ein Produkt von hohem Nährwert schon zu allen Zeiten in hohen Ehren und Ansehen gestanden. Vielfach wurde der Nährwert des Eies auch überschätzt. So war fast allgemein die Meinung verbreitet, daß ein Ei den gleichen Nährwert habe wie ein Viertelfilogramm Ochsenfleisch. Die neuere Nahrungsmitteluntersuchung hat diese Meinung zwar gründlich beseitigt, doch gleichzeitig auch den hohen Nährwert des Eies bewiesen.

Vor allem zählt auch deshalb das Ei zu den wertvollsten Nahrungsmitteln, weil es ähnlich wie Honig oder Milch nur einen ganz geringen Prozentsatz an unverdaulichen Stoffen enthält. Unser Magen und Darmkanal ist deshalb imstande, den Stoffinhalt des Eies fast restlos aufzunehmen und zu verdauen. Das Hühnerfleisch besteht neben Wasser zum großen Teil aus Eiweißstoffen, das Eigelb enthält daneben viel Fett. Die chemische Analyse ergibt beim Ei folgende Zahlen im Durchschnitt: 75 Prozent Wasser, 10 Prozent Schale, 11,4 Prozent Eiweiß und 10,8 Prozent Fett. Wir sehen also, daß das Ei besonders reich an Eiweiß und Fett ist. Es sind dies aber die wichtigsten Nahrungstoffe, die unser Körper braucht. Das Eiweiß bildet neben Wasser den wichtigsten Bestandteil unseres festen Körpers und seiner Flüssigkeiten. Nur Galle, Harn und Schweiß sind frei von Eiweiß. Aber auch das Fett ist für unseren Körper sehr wichtig, und zwar in mehrfacher Bedeutung. Einmal in Folge seines hohen Verbrennungswertes gegenüber Kohlenhydraten und Eiweißkörpern. Das Verhältnis der Kalorien ist hier etwa 9:4. Es stellt daher das Fett eine wichtige Wärmequelle unseres Körpers dar. Dann dient das Fett auch direkt als Quelle der Muskelkraft und ist gleichzeitig ein Eiweißsparer. Daneben ist es aber auch ein wichtiger Baustein unserer Zellen. Da nun das Ei, wie wir gesehen haben, sehr viel Eiweiß und Fett enthält, so bildet es auch viel Blut, Fleisch und Fett.

Unsere Nahrungsmittel spielen nun bekanntlich für den Menschen die gleiche Rolle, wie die Kohlen für die Maschinen, denn die Verdauung ist ja ihrem Wesen nach nichts anderes, wie eine Verbrennung, wobei die Speisen nach der Anzahl der Kalorien, die sie hervorbringen, bewertet werden. Bei einem Hühnerfleisch von einem Durchschnittsgewicht von 60 Gramm erhalten wir nun etwa 80 Kalorien. Bedenken wir dabei, daß Eiweiß zu 97 Prozent und Fett zu 95 Prozent von unserem Organismus verarbeitet wird, dann können wir mit Recht behaupten, daß das Ei äußerst nahrhaft und verdaulich ist. Wenn wir auf den eingangs erwähnten Vergleich eingehen, der früher ein Ei einem Viertelfilogramm Ochsenfleisch gleichsetzte, dann sehen wir, daß dem nicht so ist, denn ein Viertelfilogramm Ochsenfleisch enthält nach der Analyse von den beiden wichtigsten Nährstoffen Eiweiß und Fett 105 Gramm, bzw. 28 Gramm, zusammen als 133 Gramm. Den gleichen Nährwert haben nun etwa 10 Hühnerfleisch mit einem Durchschnittsgewicht von je 60 Gramm.

Was aber das Ei als Nahrungsmittel so wertvoll macht, das ist nicht nur der hohe Gehalt an fleisch-, blut- und fettbildenden Nährstoffen, sondern es kommt dabei auch seine leichte Verdaulichkeit und sein Wohlgeschmack in Betracht. Die Verdaulichkeit der Eier ist natürlich vor allem von der Zubereitung abhängig. Man hört da oft sagen, daß rohe Eier am leichtesten verdaulich seien; das ist aber falsch und gerade das Gegenteil trifft zu.

Am besten genießt man Eier in Salat, da hier dem Körper gleichzeitig die zur Abstump-

fung der Säure notwendigen Alkalien zugeführt werden. Besonders wichtig ist es, daß Eier recht fein verkostet werden, was besonders bei Spiegeleiern zu beachten ist. Man merke sich da, daß das gekochte Ei um so verdaulicher ist, je mehr man es schon im Munde vorbereitet, am besten zusammen mit einem Bissen Brot. Wenn auch das Ei als eines unserer wichtigsten und wertvollsten Nahrungsmittel zu bewerten ist, so hüte man sich doch vor zu reichlichem, einseitigen Genuß. Besonders bei Kindern ist das zu beachten, da das Ei verhältnismäßig viel Schwefelsäure enthält.

Der Wohlgeschmack der Eier ist von der Fütterung abhängig. Je mehr Grünes die Hühner bekommen, desto schmackhafter sind die erzeugten Eier. Bei zu reichlicher Fütterung der wichtigen animalischen Futtermittel nehmen die Eier gern einen strengen Geschmack an. Dann ist der Wohlgeschmack des Eies natürlich um so besser, je frischer das Ei ist. Auch die Aufbewahrung der Eier spielt da eine ausschlaggebende Rolle. Bekanntlich gelten braunschälige Eier als schmackhafter wie weißschälige.

Auf jeden Fall genießt das Ei seinen Ruf als wertvolles Nahrungsmittel mit Recht, und wir Züchter müssen dafür sorgen, daß dieses wertvolle Nahrungsmittel in viel größeren Mengen im Inland selbst erzeugt wird, damit wir in dieser Beziehung vom Ausland mehr unabhängig werden können. I—B.

Kaffeelecken auf Stoffen. Durch unvorsichtiges Hantieren mit der gefüllten Kaffeetasse machte sich schon mancher üble Kaffeefleck auf den Anzug oder auf das Kleid. Handelt es sich um wollene oder seidene Stoffe, dann ist das Übel verhältnismäßig einfach zu beseitigen. Man bestreicht die betreffende Stelle mit unparfümiertem Glycerin. Nachher wäscht man mit lauwarmem Wasser nach und plättet die Stelle auf der linken Seite solange sie noch feucht ist.

Bodensaß in Emailletöpfen. Wenn man hartes Wasser des öfters in Emailletöpfen kocht, so bildet sich leicht ein Bodensaß. Diesen Bodensaß sollte man nie zu alt werden lassen, da er sonst schwer zu beseitigen ist. Nach kurzer Zeit kann man ihn leicht entfernen, wenn man die Töpfe mit Wasser und einem Stück Zucker auskocht.

Zimmer wieder: sorgfältige Mund- und Zahnpflege! Der Wert einer sorgfältigen und regelmäßigen Mund- und Zahnpflege ist zwar schon längst in weite Volkstreuigkeiten gedungen, doch ist der Prozentsatz der Menschen, die darin eine große Nachlässigkeit beweisen, noch ziemlich hoch. Ermittlungen in den Schulen haben ergeben, daß viele Schulkinder weder ein eigenes Mundspülglas, noch eine eigene Zahnbürste besitzen. Das darf nicht sein. Wie die Seife, muß auch die Zahnbürste Allgemeinut aller Menschen werden.

Durch die Zahnpflege wird das allgemeine körperliche Wohlbefinden wesentlich beeinflusst. Der Mund ist nämlich die Eingangspforte für Krankheitskeime aller Art, abgesehen davon, daß gute, gesunde Zähne für die Gesunderhaltung der Verdauungsorgane unbedingt erforderlich sind. Man spüle den Mund täglich mehrmals mit Wasser, dem einige Tropfen eines antiseptischen Mundwassers zugefügt sind. Hierdurch reinigt man nicht nur die Mundhöhle von Krankheitserregern, sondern man erfrischt Gaumen und Zahnfleisch, konserviert die Zähne und macht sie widerstandsfähiger.

Zahnbürsten dürfen nicht über Nacht im Wasser stehen bleiben, auch nicht gekocht werden, weil hierdurch die Borsten leicht ausgehen.

Nach jeder Mahlzeit bürste man die Zähne mit einer Zahnbürste unter Anwendung von Zahnpasta oder Zahnpflege.

Gartenbau

Meltau auf den Gurken. Bei ungenügender Bodenwärme oder durch Begießen mit kaltem Wasser entzieht in den Gurkenmistbeeten oft Meltau. Die vom Meltau befallenen Gurken befreit man am besten von dem Uebel, wenn man sie mit Seifenwasser abwäscht, dem man etwas Schwefelblume durch Kochen der Mischung zugefügt hat. Zeigt sich der Meltau an Gurken im Freiland, was gewöhnlich eine Folge nachhalter Witterung ist, so begieße man die Pflanzen mit einer Abkochung von Hollunderblättern, der man etwas Schwefelpulver zusetzt.

Die Wasserpflanzen im Aquarium. Manche Wasserpflanzen führen im Aquarium ein recht kümmerliches Dasein, sie wollen und wollen nicht gedeihen. Das liegt dann meistens an der unrichtigen Zusammenfügung des Wassers. Um einen üppigen Pflanzenwuchs im Aquarium zu erzielen, verwende man Regenwasser, abgekochtes oder auch destilliertes Wasser. Dem Wasser setze man pro Liter ein halbes Gramm phosphorsaures Natron zu. Damit das Wasser nicht faulig wird, gebe man von Zeit zu Zeit aufgelöstes Salizylpulver hinein. Eine Erneuerung des Wassers ist mindestens alle 14 Tage vorzunehmen.

Wie verhilft man den Baumkrebs? Wenn es dem Boden an der erforderlichen Menge mineralischer Nährstoffe mangelt, pflegt sich gewöhnlich der Baumkrebs einzustellen. Diesem Uebelstand beugt man wirksam vor, indem man eine reichliche Düngung mit Thomasmehl gibt. Diese Düngung ist regelmäßig nach Ablauf einiger Jahre zu wiederholen. Ist ein Baum bereits von Krebs befallen, so muß das tote Holz nebst der Rinde sorgfältig herausgeschnitten werden. Auf die so behandelten Stellen legt man eine Schicht breiartigen, gelöschten Kalkes auf, die durch ein um die tranke Stellen gewundenes Tuch festgehalten wird. Dieser Umschlag ist nach einigen Monaten zu erneuern.

Die Vertilgung der Gartenschnecken. Die kleinen Gartenschnecken verursachen dem Gartenbesitzer oft großen Schaden. Ein wirksames und billiges Mittel zu ihrer Bekämpfung ist uns im frisch gebrannten Kalk gegeben. Man läßt diesen Kalk an einem vor Regen geschützten Ort an der Luft in Staub zerfallen. Mit diesem Kalkpulver streut man die von den Schnecken befallenen Pflanzen ganz dünn ein. Der geeignete Zeitpunkt für diese Prozedur sind die ersten Morgenstunden, besonders nach einem Regen, da sich dann alle Schnecken auf der Erdoberfläche befinden. Es empfiehlt sich, auch den Gartenboden im näheren Umkreise zu bestreuen. Wenn man dieses Verfahren mehrere Male wiederholt, wird man bald den ganzen Garten von den lästigen Plagegeistern befreit haben.

Früher, grüner Salat. Bei der Salatbereitung ist folgendes zu beachten: Die zu Salat benützten Gemüse müssen jung, zart und frisch sein. Dabei ist zu beachten, daß Salat beim Waschen niemals im Wasser stehen bleiben darf, und daß es überhaupt nicht gut ist, denselben unnötig mit Wasser in Berührung zu bringen. Er verliert dadurch an Nährwert, weil die in ihm enthaltenen Nährsalze ausgelaugt werden. Am besten ist der grüne Salat frisch aus dem Erdbreich geholt und möglichst unmittelbar vor dem Essen angesetzt. Die inneren Herzchen des Kopfsalates

sollen nie gewaschen, sondern gleich beim Putzen trocken zurückgelegt werden. Es ist falsch, den Salat erst zu salzen und dann erst Essig und Öl daran zu geben, sondern man gibt zuerst das Öl dazu, mischt ihn gut und fügt dann erst die übrigen Zutaten bei. Der Essig kann dann nicht zu sehr in den Salat eindringen, derselbe wird milder und zarter und bekommt ein schöneres, glänzenderes Aussehen.

Fruchtwechsel beim Gemüsebau. Auch bei dem Gemüsebau ist ein Fruchtwechsel erforderlich, denn eine richtige Ausnutzung des Düngers und Bodens ist nur bei zweedmäßiger Wechselwirtschaft möglich. Jede Pflanze bedarf zu ihrem Aufbau einer bestimmten Menge Nährstoff, aber nicht jede Pflanzenart von jedem Nährstoff die gleichen Mengen. Der fortgesetzte Anbau ein- und derselben Pflanzenart auf einer Fläche hat daher zur Folge, daß der Boden an den erforderlichen Nährstoffen arm wird, während er einen Ueberschuß an solchen erhält, die diese Pflanzengattung nur in geringem Maße braucht. Um daher den Nährstoffgehalt des Bodens richtig auszunutzen, ist es notwendig, Fruchtwechsel eintreten zu lassen. Man wechselt zwischen Blättern- und Wurzelgemüse.

Zwergbäume im Kleingarten. In kleinen Gärten, die neben der Obstnutzung auch dem Gemüsebau dienen, ist die Anpflanzung von Hochstämmen wenig vorteilhaft, denn mit zunehmendem Alter ist die Beschattung der Hochstämme eine sehr große und dann sind erfolgreiche Unterkulturen nur noch schlecht möglich. In diesem Falle sind allein Zwergformen angebracht. Diese gewähren auch noch den Vorteil des früheren Ertrages. Zwergstämme liefern oft schon im ersten Jahre der Pflanzung Erträge, während Hochstämme erst im sechsten bis achten Jahre Früchte liefern. Der Einwand, daß Zwergstämme von nicht langer Lebensdauer wären, wird durch die Tatsache widerlegt. Durchschnittlich liefert ein Zwergbaum zwanzig Jahre hindurch Ernten, und damit darf jeder zufrieden sein.

Der Blumenkohl braucht viel Wasser! Blumenkohlpflanzen müssen tüchtig gegossen werden. Je mehr Wasser sie bekommen, um so besser gedeihen sie und um so fester werden die Köpfe. Bei nasser Witterung aber gebe man tüchtig Dünggüsse. Selbstverständlich muß der Boden stets offen gehalten werden.

Die Feldmäuse als Baumschädlinge. Gegen das Venagen der Obstbäume durch die Feldmäuse an der Basis der Stämme hat sich folgendes einfache Verfahren gut bewährt: Man nehme Holz- oder Steinbohlenstücke und breite diese zehn Zentimeter breit und ebenso tief um die Basis des Stammes aus, nachdem man dort die Erde in gleicher Ausdehnung entfernt hat. Dieser Schutzgürtel hält die Feldmäuse sicher von dem betreffenden Baum fort.

Die Kräuflerkrankheit des Pfirsichbaumes. Die Kräuflerkrankheit des Pfirsichbaumes tritt manchmal sehr stark auf. Sind die einzelnen Triebe einmal befallen, so bleibt nichts anderes übrig, als die befallenen Triebe abzuschneiden und zu verbrennen. Als Vorbeugungsmittel wird angegeben: Man löse 150 Gramm Eisenvitriol und 300 Gramm Kupfervitriol in 100 Liter Wasser auf und bespreize damit sorgfältig die Pfirsichbäume. Sind die Zweige und Blätter noch jung, so darf man für 100 Liter Flüssigkeit nur 80 Gramm Eisenvitriol und 150 Gramm Kupfervitriol nehmen, wenn nicht Blätter und junge Triebe geätzt werden sollen.

Baut Suppen-Sellerie an! Sellerieblätter werden in der Küche gern gebraucht. Wenn Sellerieblätter zu Suppen Verwendung finden sollen, so ist hierzu der krausblättrige Schnittsellerie die brauchbarste Sorte. Derselbe macht keine Knollen und kann daher viel dichter als Knollensellerie gepflanzt werden. Für einen kleinen Haushalt liefern ein Dutzend Schnittselleriepflanzen in der Regel Blätter genug.

In gutem, mildem Boden kann der Samen dieses Selleries anfast in ein Mistbeet gleich ins Freie gesät werden, am zweedmäßigsten in eine kleine Furche am Ende eines Gemüsebeetes, oder auf einer Rabatte. Im Schrebergarten sollte der krausblättrige Schnittsellerie jedenfalls nicht fehlen.

Kleintierzucht

Der Platz für die Taube. Die Taube ist hinsichtlich ihrer Unterbringung als genügsames Tier bekannt und geschätzt. Es ist zwar richtig, daß sie mit jedem Raum unter dem Dache des Hauses vorlieb nimmt, doch sollte die Genügsamkeit dieses Nutztieres nicht dazu führen, daß es darin stiefmütterlich behandelt wird.

Der Taubenschlag spielt eine sehr wichtige Rolle für den Taubenwirt. Die Taube ist gerade wegen ihrer Genügsamkeit für einen angemessenen Wohnplatz äußerst dankbar. Vor allem dürfen Licht und Luft nicht darin fehlen. Nach Süden ist ein Flugloch mit Sitzgelegenheiten nach außen vor demselben herzustellen und so einzurichten, daß es am Abend bequem geschlossen werden kann, viellecht mit einer Fallklappe, die durch Bindfadenleitung bedient wird.

Im Innern sind in der Höhe des Fluglochs und zu diesem führend Sitzstangen anzubringen, ferner für jedes Taubenpaar zwei bis drei Nistgelegenheiten, und zwar an den Wänden neben- und übereinander, jedes einzelne 25 Zentimeter breit und 15 Zentimeter tief und hoch, mit einem etwa 7 Zentimeter hohen Rande vor den einzelnen Etagen und einem vorstehenden schmalen Brett zum bequemem Ein- und Ausschlüpfen.

Stoff zum Nestbau werden die Tiere in den landwirtschaftlichen Betrieben reichlich finden, in der Stadt müssen ihnen Strohhalme, dünnes Meißig, auch Holzwolle zugänglich gemacht werden. Die Nester müssen so beschaffen sein, daß die halbflüggen, jungen Tauben nicht herausfallen können. Geschicht dies gleichwohl, so werden die Tierchen von den alten Täubern oft jämmerlich zutode gehackt.

Man sieht also, wie wichtig ein zweedmäßig hergerichteter Wohnraum für die Tauben ist.

Futter für junge Enten. Junge Enten sind häufig sehr zarte Geschöpfe und bedürfen daher einer ganz besonderen Pflege. Wenn eben möglich, halte man die kleinen Tiere in den ersten vierzehn Tagen in einem umgrenzten Raum, um sie dadurch besser unter ständiger Kontrolle zu haben. Während dieser Zeit füttere man sie mit kleingewiegten hartgekochten Eiern, unter die man geschnittenen Salat und Brotkrumen mischt. Auf keinen Fall darf verrottenes Futter gegeben werden, stets für genügend Wasser zu sorgen.

Das Sommerfutter für die Schafe. Das beste Sommerfutter für Schafe jeder Rasse ist und bleibt kurzrasige, dichtbewachsene, natürliche Weide, welche nicht naß sein darf. Sumpfige oder moorige Wiesen verursachen leicht Lungenfäule, Egelkrankheit, Milzbrand und sind deshalb streng zu meiden. Auf stark unkrauteten Wiesen wird die Wolle häufig durch die mit zahlreichen Spizen und Widerhaken versehenen Samen der Spitzklette, des Ngelamens und des Labkrautes verunreinigt, welche schwer aus derselben zu entfernen sind und ihren Wert bedeutend beeinträchtigen. Sehr günstige Weidegelegenheit bieten die mit Weißklee, Hopfenklee, Schafschwingel, Schafgarbe und Hiberneln eingesäten Graskleeschläge.

Seraustreten des Lege darms. Bei Hühnern, die schwer Eier legen, pflegt zuweilen der Lege darms herauszutreten. Die Schließmuskeln erschaffen während der Legeprozedur, und die übrigen Hühner piden an dem herausgetretenen Darm. Meist hilft es, wenn

der Darm mit Öl bestrichen und behutsam wieder hereingedrückt wird. Das Huhn ist während der Behandlung isoliert zu halten wegen der Nachstellungen, welche es von dem Hühnervolk zu erdulden hat. Am besten ist es jedoch, wenn man das Huhn schlachtet, bevor die wunde Stelle etwa brandig wird.

Gerste, das „Aufbau futter“ für Tauben. Das Idealfutter für die Tauben ist die Gerste, die man mit vollem Recht als „Aufbau futter“ bezeichnet und daher den Tieren nicht zu knapp bemessen werden sollte. Die überragenden Vorteile der Gerste liegen in ihrem Nährwert, in dem Gehalt an Mehl und Hülsen. Vornehmlich den jungen Tauben ist die Gerste sehr zu träglich, da sie auch überaus leicht und schnell verdaulich ist. Auch auf den Ausscheidungsprozess wirkt sich die Gerste vorteilhaft aus. Ebenfalls sind Weizen, Weizen und Buchweizen als Futter für die Tauben zu empfehlen.

Auswechsellern der Bienenköniginnen? Das Auswechsellern der Königin bedeutet einen schweren Eingriff in das Leben eines Bienenvolkes und sollte daher nur bei zwingender Notwendigkeit vorgenommen werden. Direkt notwendig ist es, wenn eine Königin drohenbrütig wird. Auch wenn die Bienen im Frühjahr wenig Pollen eintragen, kann eine Auswechsellern notwendig werden, denn in diesem Falle ist die Königin zu alt oder sie hat sonst einen Fehler, der ihre vornehmste Tätigkeit, das Eierlegen, hemmt. Ebenfalls wenn die Bienen körperlich ausarten, kann nur durch eine neue Königin Wandel geschafft werden. Manchmal werden auch Königinnen ausgewechselt, weil das Volk stechlustig ist und dies der Königin zur Last gelegt wird. Hierzu sollte man, wenn die Königin sonst gut ist, nur im Notfalle greifen. Böcker werden meist stechlustig durch falsche, unruhige Behandlung, durch Eingriffe zur falschen Zeit usw.

Milchertrag und Futtermittel. Bei der Fütterung von Kraftfutter in der Milchwirtschaft muß genau beobachtet werden, wie sich die einzelnen Futtermittel zur Milchabsonderung stellen. Ihre Wirkung ist nämlich sehr verschieden, und einzelne, die sonst zur Mast usw. gut sind, vertragen, wenn es sich um Milch handelt. Dieses gilt von Mohnfuchen, Sonnenblumenmehl und Roggenkleie. Man gebe von diesen Kraftfuttermitteln also nicht viel und kontrolliere fortwährend, ob der Milchertrag steigt, stehen bleibt oder gar abfällt. Hiernach muß dann jeder seine Fütterung regulieren.

Pips bei Hühnern. Pips bei Hühnern tritt als Folgeerscheinung eines vernachlässigten Schnupfens auf. Die von Atemnot befallenen Hühner halten den Schnabel ständig offen, wodurch eine Verrottung der Zunge und der Rachenhöhlenhäute eintritt; diesen Zustand belegt man mit dem Ausdruck „Pips“. Man kämpft gegen das Uebel an, indem man die eingetrockneten Stellen (Zunge usw.) täglich drei- bis viermal mit verdünntem Honig bepinselt. Diese Prozedur wiederholt man so lange, bis sich die Verrottung gegeben hat. An Futter verabreicht man den Tieren bis zu ihrer völligen Genesung nur in Milch aufgeweichtes Brot oder Semmeln; auch gequellte Kartoffeln können gegeben werden; Körner dagegen sind zu vermeiden.

Die Fütterung der jungen Kaninchen. Junge Kaninchen, vor allem die belgischen Rassen, dürfen, sobald sie entwöhnt sind, nur wenig, dafür aber kräftiges Futter erhalten. Am dienlichsten sind den jungen Tieren gutes Klee- oder Wiesenheu, Hafer, Brot, Grünes und das nötige reine Wasser. Futter und Wasser dürfen aber immer nur in kleinen Mengen gegeben werden. Bestimmte Portionen lassen sich nicht vorschreiben; es liegt dem einzelnen Züchter ob, das jeweils richtige Futterquantum festzustellen. Gemeinhin kann man aber sagen, daß Jungtiere in der warmen Jahreszeit täglich dreimal gefüttert werden müssen.

Schach-Spalte

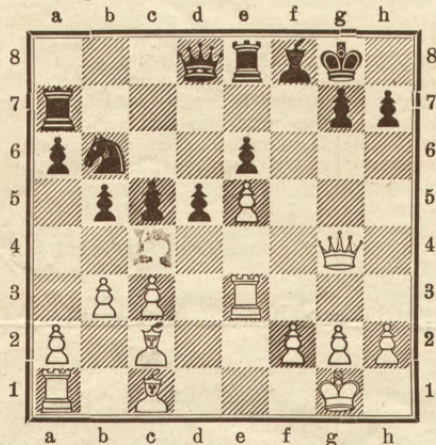
Partie Nr. 472.

Gespielt und mit dem Schönheitspreis ausgezeichnet im S. R. Wolf-Jubiläumsturnier in Wien, März 1937.

Spanisch.

Weiss: F. Igel. Schwarz: H. Keller.
 1. e2—e4, e7—e5. 2. Sg1—f3, Sb8—c6. 3. Lf1—b5, a7—a6.
 4. Lb5—a4, Sg8—f6. 5. 0—0, Sf6×e4. (Der Wert dieser «offenen Verteidigung», welche Dr. Tarrasch als beste empfahl, wird von etlichen Meistern bestritten. Jedenfalls führt sie zu lebhaftem Kombinationspiel und gibt beiden Teilen Aussicht, Glanzpartien zu liefern.) 6. d2—d4, b7—b5. 7. La4—b3, d7—d5. 8. d4×e5, Lc8—e6. 9. c2—c3, Lf8—e7. 10. Sb1—d2 (Die übliche Spielweise, gut und nachhaltig. H. von Hennigs Anregung: 10. Sd4, S×e5. 11. f3 verdient ebenfalls Beachtung.) 10... 0—0. 11. Tf1—e1, Se4×d2. (Kräftiger ist 11... Sc5 [Dr. Euwe], dann darf Weiss seinen Königsläufer nicht wegziehen [12. Lc2, d4!], sondern muss den Angriff ohne ihn zu führen trachten: 12. Sf1, S×b3. 13. a×b3.) 12. Dd1×d2, Sc6—a5. 13. Lb3—c2, Sa5—c4. (Treibt die Dame nur auf bessere Felder. Richtig war 13... e5.) 14. Dd2—f4! Tf8—e8. (Spätestens jetzt sollte 14... e5 geschehen, um dem feindlichen Springer das Feld d4 zu nehmen.) 15. b2—b3, Sc4—b6. 16. Sf3—d4, c7—c5. 17. Sd4×e6, f7×e6. 18. Df4—g4, Le7—f8. 19. Te1—e3! (Weiss hat in den letzten Zügen die Grundlage zu

Stellung nach dem 19. Zuge von Schwarz.



einem mächtigen Angriff geschaffen. Den Kräften des Angreifers, Dame, Turm und Läuferpaar, hat Schwarz nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen.) 19... Ta8—a7. 20. Lc2×h7! (Ein schönes, korrektes Opfer.) 20... Kg8×h7. 21. Te3—h3+, Kh7—g8. 22. Dg4—h5, Dd8—b8. (Es drohte 23. Dh7+, Kf7. 24. Tf3+, Ke7. 25. Lg5+ mit Damengewinn.) 23. Le1—g5, Te8—c8. (Um dem K. Platz zu machen.) 24. Dh5—h8+, Kg8—f7. 25. Th3—f3+, Kf7—g6. 26. g2—g4! Aufgegeben, da Dh5 matt nicht verhindert werden kann.

Anmerkungen von A. Becker.

Zur Kurzweil

Mark Twain bei Tisch. Mark Twains trockener und beissen der Humor ist durch seine in fast alle Sprachen übersetzten Prosawerke (Tom Sawyer, Huckleberry Finn) in der ganzen Welt berühmt geworden. Dass dieser Humor nicht nur das Produkt seines literarischen Schaffens, sondern seiner Natur angeboren war, zeigt u. a. eine seiner Tagebuchaufzeichnungen:

«Vor zwei bis drei Tagen waren wir bei Lawrence Hutton zu Tisch geladen. Mein Gegenüber, Henry Irving, fragte mich, ob ich die Geschichte von Herrn Sowieso schon gehört hätte. Es kostete mich einige Ueberwindung, nein zu sagen. Doch ich verneinte. Dann legte er los, stockte plötzlich, und fragte: Sie haben sie wirklich nicht gehört? Ich nahm mich noch einmal zusammen und sagte, nein, gewisslich nicht. Nach einem weitem Satz, es mögen auch zwei gewesen sein, unterbrach er sich noch einmal, um sich zu versichern, ob ich auch ganz sicher sei, die Geschichte nie gehört zu haben. Worauf ich: Aus Höflichkeitsgründen kann ich einmal, auch zweimal lügen, aber dann wird ein Strich gemacht. Um keinen Preis kann ich ein drittes Mal lügen; ja, ich habe die Geschichte schon gehört, denn ich erfand sie selbst. Und das entsprach voll und ganz der Wahrheit.»

Klug herausgeredet. Der gute Senftopf zeigte einen Sprung. «Wie war denn das möglich, Minna?»

Meinte Minna: «Vielleicht war der Senf zu stark!»

Ideenverbindung. Ammers fuhren nach Athen. Ammers standen auf der Akropolis. Sagte Ammer: «Siehst du das Gras, das aus den Fenstern der Ruine wächst?»

Frau Ammer sah es. «Ja, Kurt.»

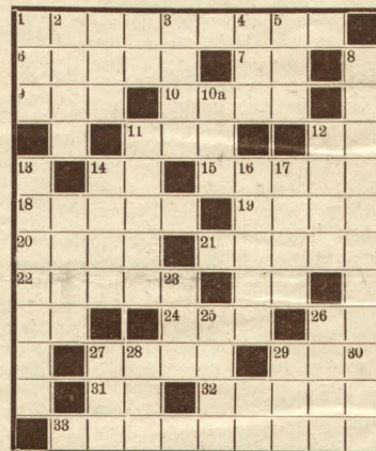
Meinte Ammer: «So wird es bei uns daheim auch bald aussehen, wenn du weiter so liehrlich Staub am Fensterbrett wischst.»



Zweimal Ueberraschung.

Rätsel-Ecke

Kreuzwörterrätsel.



Waagrecht: 1. Alte Waffe. 6. König der griechischen Sage. 7. Fluss in Unterwalden. 9. Russischer Titel. 10. Freundin Schillers. 11. Leichter zweirädriger Wagen. 15. Religiöse Handlung. 18. Aelpler-Gericht. 19. Vogel. 20. Liebesgott. 21. Fröhlich. 22. Teigige Masse. 24. Anrede. 27. Offener Eisenbahngüterwagen. 29. Schauspieler am Berner Stadttheater. 31. Fremdwort für Gold. 32. Laufendes Einkommen aus angelegtem Vermögen. 33. Absonderung. Senkrecht: 1. Fremdwort für Bergspitze. 2. Fjord auf Island. 3. Herrscher-Volk in Peru. 4. Fisch. 5. Fluss zur Donau in Bayern. 8. Meerfische. 10a. Stadt in Finnland. 11. Gebirge in Istrien. 12. Weinstock. 13. Beugt der Ansteckung vor. 14. Insel im Aegäischen Meer. 16. Vorsteher des Klosters. 17. Schlecht gewürzt. 23. Ausdruck für Ansehen. 25. Die griechische Göttermutter. 26. Männlicher Vorname. 27. Wertpapier. 28. Fluss in Nordwestafrika. 29. Ort in Georgien (Kaukasus). 30. Fremdwort für Zehn.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Wechselrätsel: Wartburg—Burgwart. Viersilbig: Balustrade.

RADION

ICH ZAHLE SOVIEL FÜR WASHMITTEL UND DOCH WIRD DIE WÄSCHE NICHT WEISS.



NIMM RADION — ES IST BILLIGER UND BESSER!



AM NÄCHSTEN WASHTAG:

SO BILLIG BIN ICH NOCH NIE ZU SCHNEEWEISSER WÄSCHE GEKOMMEN!



DAS MODERNE WASHMITTEL

WARUM MEHR BEZAHLEN?



Ja — warum denn mehr bezahlen, wenn Sie für 75 Rappen RADION bekommen, das modernste Waschmittel, das man sich überhaupt denken kann? RADION wirkt nur auf den Schmutz — niemals auf die Gewebefasern.

Für alle Wäsche

RADION
unübertroffen an Güte
und Preiswürdigkeit

Zum Einweichen nur DMO-Bleichsoda.



N.B. Jedes grosse Paket RADION trägt einen SUNLIGHT WERT-COUPON für 3 Punkte

R 34a-0249 SG

SEIFENFABRIK SUNLIGHT OLTEN - GEGR. 1898.

ALTHAUS

die ächte

Moscatelli

10 Stk
nur 65 Cts

PACKUNG
rot, weiss, blau
MIT MARKE

FABBRICA
TABACCHI
IN
BRISAGO

Der Herr aus Anhalt. Keiner kam, um Hildes Hand anzuhalten. Und Hilde wartete so sehr darauf. Als sie vierzig war, wartete Hilde noch immer. Da lernte sie einen Mann kennen. «Was für ein Landsmann sind Sie eigentlich?» «Ich bin ein Anhalter, meine Dame.» Hilde jauchzte selig: «Ein Anhalter! Wie nett! Ein Anhalter!»

Ueberkleider

Starker Zwilch. Beste Verarbeitung. Nähte überall verstärkt, Lyoner genietet oder gestreift z. Fr. 7.80 franko mit viel Flickstoff. Zu jed. Kleid ein Geschenk.

Ueberkleiderfabrik P. BÜHLER
Schöftland 9

Männer

beachten bei Schwächezuständen und Funktionsstörungen der Sexualnerven die von einem erfahrenen Spezialarzt herausgegebene Schrift über Verhütung u. Heilung solcher Leiden. Für Fr. 1.50 in Briefmarken zu beziehen vom Verlag Silvana, Herisau 456.



Verlangen Sie ausdrücklich sanforisiert!

Berufskleider mit der Garantie-Etikette **SANFORIZED** gehen beim Waschen nicht ein!

Überall erhältlich.
Heberlein & Co. A. G. Wattwil

Streikt das Herz...

Herzbekeummung, Herzstechen? Dann Vorsicht! Jetzt etwas gegen zu hohen Blutdruck, gegen Arterienverkalkung tun, damit schlimmere Folgen vermieden und Alterserscheinungen zurückgedämmt werden.

PHYLLOSAN

Packung à 120 Pastillen Fr. 4.50 in jeder Apotheke erhältlich.

gratis

reich illustrierte Broschüre.
Chlorosan A. G., Kreuzlingen



Doppelt so ausgiebig ist Mettler's gelagerte Waschseife mit dem roten Garantieband. Ausdrücklich die Seife mit dem roten Band verlangen. Allfälliger Bezugsquellennachweis durch die Seifenfabrik Rütli A.-G. in Rütli (Zürich).

Sargmagazin

Ed. BOLLIGER, Zürichstr. 37, Luzern
Telephon 27.988

Leichenkleider - Kränze
Bedienung bei Tag und Nacht

BUTAGAS
Das Gas überall, in der blauen Flasche

Unverbindliche Auskunft durch
Butagas A.-G., Zürich 66

Die führende **Seba** Schweizermarke

für

Tinten - Klebstoffe - Siegelacke

In allen Papeterien erhältlich

Dr. FINCKH & Co. A.-G., Schweizerhalle

Werbung!

War immer wichtig. Heute ist sie nur dann erfolgreich, wenn sie durch Illustrationen hervorsteht. Die Klischees dazu liefert

Klischeefabrik Busag, A. G., Bern, Telephon 22.883



Hundekuchen für alle Hunde
(Schweizerware)

Fabrikation Basel

Telephon 30.725

Elmendingerweg 23

WORINGER BERN



Warum auf die letzten Tage
verschieben, was man heute
noch in aller Ruhe tun kann?
Warum in den letzten Tagen
riskieren, kein Los mehr zu er-
halten, wenn doch heute ein —
wenn auch begrenzter — Vorrat
noch vorhanden ist?
**1 Los Fr. 10.-, eine 10-Los-Serie,
mit sicherem Treffer, Fr. 100.-
plus 40 Rp. Porto auf Post-
check III 10026. — Adresse:
Seva-Lotterie, Bern.**

SEVA 5
DIE GROSSE VOLKSTÜMLICHE LOTTERIE

Erschöpft

mut- u. kraftlos, aufgeregt u. reizbar — einfach ein Jammer!!! Da hilft nun überraschend **Kräuternährsaft Herbor**. Zusehends kommt die Lebenslust wieder, Schaffensfreude und Unternehmungslust sind wieder da, man mag essen und kann schlafen, kurz, das Daseln ist wieder lebenswert.

HERBORA
Kräuternährsaft
stärkt auf
natürlichem
Weg!

Dieser Wundersaft enthält die aufbauenden und anregenden Bestandteile von mehr als 20 hochalpinen Pflanzen und 25jährige Erfahrung und Erfolg bestätigen seine Güte.
In Flaschen zu Fr. 5.— u. Kurfleschen zu Fr. 15.— in den Apotheken u. Drogerien, sowie beim Fabrikant: A. Vetter & Co., Apoth. zu Reblüten, Bern 8.
Man achte genau auf die Marke HERBORA.

Bei **Schwindel-**
Anfällen,
hohem **Blutdruck,**
Blähungen, Stauungen,
Arterienverkalkung
helfen

Kern's echte Original-
Heidelberger-
Kräuter tabletten

Schachtel Fr. 3.50
Prompter Versand

Berg-Apotheke, Zürich

Kräuter u. Naturheilmittel
bei der Sihlbrücke, Weidstr. 4
Telephon 39.889

Sie kaufen stets vorteilhaft in unseren
Spezialabteilungen:

Strümpfe — Handschuhe — Mercerie —
Parfümerie — Lederwaren — Bijouterie
— Schirme — Berufskleider — Herren-
artikel — Damenwäsche — Tisch-
Bett- und Frottierwäsche — Baby-
Artikel — Corsets — Schürzen —
Bade-Artikel — Taschentücher — Pul-
lover — Handarbeiten — Papeterie

Damen-Konfektion und Mode.

Stoffe — Teppiche — Gardinen —
Hausschuhe — Wolle — Wolldecken

Haushalt-Artikel
Spielwaren — Confiserie

Telephon Brugg 41.846

**KAUFHAUS ZUM
RÖSSLI BRUGG**



BERN

Spitalgasse 14
Telephon 32.065

L. Müller Corsets

Büsten- und Hüftenhalter etc.

Wir empfehlen für den Winter

Disch's Bärenreck-Caramels
Disch's Lebenswecker

Die wegen ihrer hervorragend mildernenden Eigen-
schaft heute überall verlangten Hustenboubons
J. Disch, Söhne, Othmarsingen (Arg.)



Die Beste zu 70 cts 20 Stück

BIELMANN
AG

Baselstr. 12 Luzern Pilatusstr. 4

Haus- und Küchengeräte

Eisenwaren - Beschläge - Werkzeuge
5 % Rabattmarken — Gegründet 1829



Bald kommt Biel,
wo das Buffet
mit seinen Lecker-
bissen wartet.

BUFFET
Widmer
BIEL